1,20 DM/Band 148

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Der Voodoo-Mörder

von Jason Dark

Belgien Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Italien L 500 · Niederl. f 1,50 · Österr. S 9,– · Schweden kr 2,50 i.m. · Spanien P 30 · Schweiz Fr 1,50



Der Voodoo-Mörder

Gespenster Krimi Nr. 148

von Jason Dark

erschienen am 13.07.1976

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Voodoo-Mörder

Der Tod kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel!

Nelly Parker hatte den Kellner herangewinkt, um zu zahlen.

Nervös suchte sie in ihrer Handtasche nach der kleinen Geldbörse.

»Zwölf Shilling«, knurrte der Mann, der es eilig hatte, weil er auch schon vom Nebentisch gerufen wurde.

»Ja doch – ich…«

Plötzlich begann Nellys Herz rasend zu hämmern. Die Luft wurde ihr knapp. Nur mühsam öffnete sie den Mund, ein gequältes Stöhnen drang über ihre Lippen. Der Kellner war vor Schreck zwei Schritte zurückgewichen. Fassungslos beobachtete er, wie die junge Frau langsam vom Stuhl kippte und auf den blankgescheuerten Boden sank.

Erst jetzt erwachte der Mann aus seiner Erstarrung. »Einen Arzt!« kreischte er. »Einen Arzt!« Der Kellner war ein schmalhüftiger Typ mit weiblichen Gesichtszügen und glatten schwarzen Haaren. Sein blütenweißes Jackett war hauteng auf Taille gearbeitet.

Schreiend und mit beiden Armen fuchtelnd lief er zum Tresen, fauchte die Bedienung an und verlangte nach einem Telefon.

Mittlerweile waren die meisten Gäste aufgesprungen.

Stumm und mit blassen Gesichtern starrten sie auf die am Boden liegende Frau.

Es war Mittagszeit. Angestellte, Sekretärinnen und Hausfrauen bevölkerten die kleine Cafeteria im Herzen von London. Das Lokal war erst vor wenigen Wochen eröffnet worden, hatte aber einen enormen Zulauf, da hier auch Hamburger, Pommes frites und andere in England noch unbekannte ›Köstlichkeiten‹ serviert wurden. Und nun lag eine Tote auf dem Boden. Eine verdammt schlechte Reklame.

Der Meinung war wohl auch der Geschäftsführer, den eine aufgeschreckte Bedienung aus seinem Büro geholt hatte. Der Boß des Ladens, ein smarter Boy mit Managerambitionen, fuhr sich mit allen zehn Fingern durch sein welliges Haar.

»Ausgerechnet in diesem Lokal muß das passieren. Es ist zum Heulen.« Vorwurfsvoll sah er den Kellner, der den Tod der jungen Frau miterlebt hatte, an. »Hätte die nicht bei der Konkurrenz umkippen können?«

Der Kellner hob die Schultern. Er war blaß geworden. »Ich – ich kann ja auch nichts dafür. Ich habe die Ambulanz schon verständigt, das war alles, was ich tun konnte.«

Der Geschäftsführer tippte dem Mann gegen die schmale Hühnerbrust. »Sie können noch was tun, mein Bester.«

»Und?«

»Stellen Sie sich vor den Ausgang und sehen Sie zu, daß niemand das Lokal verläßt, der noch nicht bezahlt hat. Ich kenne die Leute. Die warten ja nur auf solche Gelegenheiten.«

Der Kellner senkte den Kopf und sagte: »Yes, Sir.« Dann nahm er seinen zugewiesenen Platz ein.

Die Befürchtung des Geschäftsführers erwies sich als voreilig.

Niemand verließ das Lokal. Die Gäste waren viel zu neugierig.

Sie standen nur und glotzten, sogar die Frauen. Einige tuschelten auch erregt miteinander, und es war zu vermuten, daß manchem eine Gänsehaut über dem Rücken lief.

In der Ferne jaulten Sirenen.

Die Ambulanz war auf dem Weg.

Schon bald stoppte der Kastenwagen mit kreischenden Bremsen. Die hintere Klappe flog auf, und zwei Männer stiegen aus, die eine Bahre trugen. Sie wühlten sich durch den Ring der Neugierigen, die sich vor

dem Lokal versammelt hatten und sich an den Scheiben die Nase platt drückten.

Ein Arzt folgte den beiden Helfern mit wehendem Kittel. Der Mann hatte neben dem Fahrer gesessen und trug eine Tasche in der rechten Hand.

Neben der Toten kniete er nieder, holte sein Stethoskop hervor und horchte auf Herztöne.

Mindestens zwanzig Augenpaare starrten ihn an. Teils sensationslüstern – teils ängstlich.

Nach einer halben Minute richtete sich der Arzt auf, strich eine graue Haarsträhne aus der Stirn, zuckte mit den Achseln und sagte lakonisch: »Exitus. Wie mir scheint, ist die Frau an einem Herzversagen gestorben. Da kann man nichts mehr machen.«

Der Arzt gab den beiden Helfern einen Wink, und sie legten die Tote auf die Trage. Mit unbewegten Gesichtern marschierten sie hinaus.

Der Arzt blickte in die Runde. »Hat jemand den Tod der Frau beobachtet?«

Der Kellner trat vor. »Ich.«

»Gut, dann erzählen Sie mal.«

Der Kellner strich sich über sein blasses Gesicht und berichtete.

Der Doktor nickte mehrmals und meinte dann: »Ja, das sieht ganz nach einem Herzanfall aus.«

»Aber sie war doch noch so jung.« Der Kellner rang die Hände.

»Das hat heute gar nichts mehr zu sagen. Aber etwas anderes, junger Mann, ich muß natürlich der Polizei Meldung erstatten, und dann braucht man Sie als Zeugen. Halten Sie sich also bereit.«

Der Kellner nickte und schrieb dem Arzt schnell seinen Namen und die Adresse auf.

Der Weißkittel steckte den Zettel ein, ging hinaus und setzte sich wieder neben den Fahrer.

Der sah den Arzt an. »Wohin, Sir?«

Der Doktor blickte durch die Scheibe. Er hatte die Augen zu Schlitzen zusammengekniffen und sagte dann leise: »Fahren Sie zum Leichenschauhaus. Die Tote muß obduziert werden.«

»War es Mord?«

Der Arzt gab keine Antwort. Er hockte nach wie vor gedankenverloren auf dem Sitz.

Von der Bedford Street war es nicht weit bis zur Victoria Street, wo das Gebäude von New Scotland Yard stand. Zu diesem Komplex gehörte auch ein nach den modernsten Erkenntnissen eingerichtetes Leichenschauhaus.

Der Arzt sprach während der weiteren Fahrt kein einziges Wort mehr. Er ließ sich – als sie in der Victoria Street angelangt waren – sofort bei Chiefinspektor Tanner melden. Zum Glück war Tanner in

seinem Büro.

»Hallo, Doc«, sagte er leutselig. »Was gibt es denn?«

Der Arzt ließ sich auf den Besucherstuhl fallen. »Eine Tote, Chiefinspektor.«

Tanner zog die Augenbrauen zusammen. Er war ein Kerl wie ein Baum, hatte schlohweißes dichtes Haar, tief in den Höhlen liegende hellblaue Augen und ein markantes Gesicht, über das jetzt allerdings ein düsterer Schatten flog.

»Wie soll ich denn das verstehen, Doc?« erkundigte er sich vorsichtig.

»Wie ich es gesagt habe. Eine Leiche, Chiefinspektor. Und die vierte innerhalb von zwei Wochen. Wieder Herzanfall.«

Tanner hob die Schultern. »Es werden auch noch mehr Leichen gefunden«, sagte er. »Das ist in einer Riesenstadt wie London doch ziemlich normal. Und solange es kein Mord ist…«

Der Arzt war aufgesprungen. »Mal ehrlich, Chiefinspektor, wollen Sie mich nicht verstehen?«

Tanner zündete sich gelassen eine Pfeife an. »Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem komischen Verdacht bezwecken. Ein Herzanfall ist doch heute nichts Besonderes. Mein Gott noch mal, Doc, Sie kommen jetzt schon das zweite Mal zu mir. Ich bin für Mord zuständig, aber nicht für Herzanfälle.«

Der Arzt schlug sich gegen die Stirn. »Gut, von Ihrem Standpunkt aus haben Sie recht, Chiefinspektor. Aber es waren jeweils junge Frauen zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, die diese Herzanfälle gehabt haben. Und das ist unnormal. Ich warte schon auf den nächsten Fall. Nein, zwischen diesen Toten muß es irgendeine Verbindung geben. Und da bitte ich Sie doch einzuhaken.«

»Tut mir leid, Doc, aber das ist nicht mein Bier. Jetzt müssen Sie mich leider entschuldigen, ich habe zu tun.«

Der Arzt lächelte gequält. »Danke, ich habe verstanden.« Mit müden Schritten ging er zur Tür.

Chiefinspektor Tanner holte ihn ein und legte ihm seine breite Hand auf die Schulter. »Ich kann nicht mit ansehen, daß Sie so geknickt sind, Doc. Ich werde Ihnen noch einen kleinen Tip geben. Wenden Sie sich doch an Superintendent Powell. Sie wissen ja, er leitet die Sonderkommission, die sich mit außergewöhnlichen Fällen beschäftigt. Vielleicht kann der Ihnen weiterhelfen. Ich jedenfalls bin dazu nicht in der Lage.«

Der Arzt wandte sich um und blickte dem Chiefinspektor ins Gesicht. »Danke, das werde ich auch tun. Und lassen Sie sich eins gesagt sein, mein lieber Tanner, hinter diesen Todesfällen steckt mehr, als wir heute überhaupt ahnen…«

***

Marion Baumann stand an der Autobahn Frankfurt-Würzburg.
Ein unangenehmer Aprilwind pfiff von den Höhen des Spessarts und bauschte den Parka des Mädchens auf.
Marion war zweiundzwanzig Jahre jung und studierte Kunstgeschichte. Sie hatte ihr Abitur mit Ach und Krach geschafft und auch eigentlich nur durch Beziehungen einen Studienplatz gefunden. Nach vier Semestern schon hatte sie die Nase vorläufig voll gehabt, mit dem Studium kurzerhand ausgesetzt und sich vorgenommen, einmal Land und Leute kennenzulernen. Das hieß im Klartext, sie wollte durch Europa trampen.
In Hamburg hatte sie sich an die Autobahnauffahrt gestellt, war mit einem älteren Ehepaar bis Köln gefahren, und von dort hatten sie zwei junge Burschen in einem alten VW nach Frankfurt mitgenommen. Am Frankfurter Verteiler hatte sie dann einen Vertreter gefunden, der sie bis zur Spessart-Raststätte mitgenommen hatte. Der Vertreter wollte hier die Nacht verbringen, und als Marion sich nicht bereit erklärte, mit ihm Zimmer und Bett zu teilen, hatte der Mann sie kurzerhand an die frische Luft gesetzt.
Marion Baumann hatte das eigentlich nicht viel ausgemacht.
Sie war kein Mädchen, das lange auf eine Mitfahrgelegenheit warten mußte. Dazu war sie zu hübsch und zu gut gewachsen, wenn auch unter dem weiten Pullover und den ausgewaschenen Jeans nicht viel von ihrer tadellosen Figur zu erkennen war.
Marion hatte dunkelblondes glattes Haar, das bis auf den Rücken fiel. Ihr Gesicht war apart, und die vollen, sinnlichen Lippen schienen immer zu lächeln.
Marion hatte ihre Reisetasche neben sich stehen. Sie war mit der Aufschrift einer Fluggesellschaft versehen. Marion hatte sich bewußt nicht an den Platz des Rasthauses gestellt, an dem die Fernfahrer hielten. Sie wollte – wenn es eben möglich war – einen Pkw erwischen. Nicht, daß Marion vor den Fernfahrern Angst gehabt hätte, sie beherrschte Judo und hatte damit schon manchen aufdringlichen Kavalier abgewehrt. Aber die schweren Lastwagen waren ihr einfach zu langsam, denn sie wollte vor Mitternacht noch in Nürnberg sein. Dort wohnte eine Bekannte, bei der sie für eine oder zwei Nächte gut unterschlüpfen konnte.
Der Vertreter, der sie das letzte Stück mitgenommen hatte, fuhr an ihr vorbei. Er hatte die Seitenscheibe heruntergekurbelt und rief: »Ich fahre jetzt zum Motel. Du kannst es dir noch überlegen, Kleine!«
Marion drehte sich abrupt zur Seite.
»Na, dann nicht, du Nutte!« blaffte der Vertreter und fuhr ab.
Der Motor des Opel heulte protestierend auf. Anscheinend ließ der Fahrer seine Wut an dem Wagen aus.
Weit im Westen verschwand die Sonne hinter den nördlichen

Ausläufern des Odenwaldes. Die Temperatur sank, es wurde unangenehm kühl, und dazu kam noch Wind auf.

Marion schloß den Reißverschluß des Parka, nahm ihre Tasche und schlenderte auf die Automatenboxen des Rastplatzes zu. Sie warf ein Geldstück in den Schlitz, und der Automat spuckte einen Pappbecher mit Kaffee aus.

Der Becher war heiß. Fast hätte sich Marion die Finger verbrannt. Das Getränk tat gut und belebte sie. Sie war nicht die einzige, die sich in der Nähe der Automaten aufhielt. Einige Fernfahrer standen beisammen und unterhielten sich über ihre Touren. Hin und wieder warfen sie Marion abschätzende Blicke zu, die das Mädchen jedoch ignorierte. Schließlich faßte sich einer der Männer ein Herz, trat auf Marion zu und fragte, ob sie mitgenommen werden wolle.

»Nein!«

Der Fernfahrer hob die Schultern und verschwand. Schon wenig später bestiegen er und seine Kollegen ihre Wagen und fuhren los.

Die Zeit verrann.

Es wurde dämmrig. Längst brannten in der Raststätte die Lichter. Helle Bahnen fielen auf den Asphalt, spiegelten sich im glänzenden Lack der geparkten Wagen.

Marion warf den Becher weg. Von der Autobahn her drang das stetige Summen der vorbeirasenden Fahrzeuge. Die Lichtspeere der Scheinwerfer durchschnitten das Dunkel.

Marion Baumann wurde langsam ungeduldig. Wenn sie nicht bald jemanden fand, stand sie morgen früh noch hier.

Sie beobachtete, wie ein Wagen in die Einfahrt des Rastplatzes kurvte, an den parkenden Fahrzeugen vorbeifuhr und dann stoppte. Sekundenlang überschütteten die Scheinwerfer das Mädchen mit ihrem grellen Licht. Dann verloschen sie.

Eine Wagentür wurde geöffnet und fiel dumpf wieder ins Schloß. Schritte näherten sich dem wartenden Mädchen.

Männerschritte!

Marions Haltung spannte sich. Vielleicht hatte sie Glück, und der Mann würde sie mitnehmen. Sie wollte ihn auf jeden Fall ansprechen.

Der Mann blieb vor dem Kaffeeautomaten stehen, suchte nach einer Münze und zog einen Becher Kaffee.

Das Mädchen war mit zwei raschen Schritten zur Seite gegangen. Das Licht des Automaten leuchtete den Mann an. Er trug einen dunklen Anzug und einen hellen Rollkragenpullover. Sein Haar war schwarz und fiel lang in den Nacken. Am Mittelfinger der linken Hand funkelte ein seltsamer Ring. Der Mann hatte ein scharfes Profil mit einem hervorspringenden Kinn. Als er sich jetzt umwandte, glitt sein Blick blitzschnell und abschätzend über die Gestalt des Mädchens.

Die Augenpartie lag im Dunkeln, und Marion konnte das gefährliche

Funkeln nicht sehen.
Sie lächelte etwas zaghaft.
Der Mann trat einen Schritt auf sie zu. Die Finger seiner rechten Hand schlossen sich um den heißen Pappbecher.
Marion sah, daß auf dem Handrücken kleine schwarze Härchen wuchsen.
Irgend etwas ging von dem Fremden aus, das ihr Angst einflößte. Sie konnte nicht genau sagen was, aber es war eine Beklemmung, die sie erfaßt hatte und ihr Herz schneller schlagen ließ.
»Warten Sie hier auf eine Mitfahrgelegenheit?« fragte der Mann.
»Ja.« Marion antwortete, ohne es eigentlich zu wollen. Ihr fiel wohl auf, daß der Fremde Deutsch mit einem englischen Akzent sprach.
»Wohin wollen Sie denn?«
»Nach Nürnberg.«
»Ich fahre nach München. Da könnte ich Sie mitnehmen. Einverstanden?«
Marion senkte den Blick. »Ich weiß nicht so recht. Ich…«
»Ach, Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich will Ihnen schon nicht an die Figur. Ich brauche auf der langen Fahrt nur etwas Unterhaltung. Ich hätte auch einen jungen Mann mitgenommen.«
Diese Worte räumten Marions Zweifel beiseite. »Okay«, sagte sie. »Ich komme mit.«
»Na, wunderbar.« Der Fremde bot Marion eine Pall Mall an.
»Ich heiße übrigens Victor Jory.«
»Baumann, Marion Baumann«, murmelte das Mädchen, das sich Feuer geben ließ.
»Haben Sie noch Hunger?« fragte Victor Jory.
»Nein, eigentlich nicht.«
Der Engländer lächelte. »Aber ich. Kommen Sie, eine Kleinigkeit kann nicht schaden.«
Die beiden betraten die Raststätte. Der Gastraum war gemütlich eingerichtet, und sie fanden einen Fensterplatz.
Marion hatte Hunger. Sie hatte es nur nicht zugeben wollen. Sie bestellte sich ein Filetsteak, Pommes frites und frischen Salat.
Victor Jory nahm ein Kalbsschnitzel.
Marion Baumann aß mit Heißhunger. Sie bemerkte nicht, wie der Engländer sie mit kalten, gefühllosen Blicken taxierte. In diesen Augenblicken erinnerte der Mann an ein Raubtier, das sich seiner Beute schon sicher ist.
Nach dem Essen tranken sie noch eine Tasse Kaffee und gingen dann zu Jorys Wagen.
Es war ein stahlblauer BMW 2500. Aus den Augenwinkeln sah Marion, daß der Wagen eine Kölner Nummer hatte.
»Schicker Renner«, sagte Marion und ließ sich aufseufzend in den

weichen Ledersitz fallen.

»Ja, er macht mir auch Spaß«, erwiderte Jory. »Möchten Sie Musik hören?«

Marion lachte. »Das habe ich doch nicht zu bestimmen. Ihnen gehört schließlich der Wagen.«

»Aber Sie sind der Gast.« Jory drückte auf die UKW-Taste.

Einschmeichelnde Tanzmusik drang aus den beiden Lautsprechern der Stereoanlage.

Marion lehnte sich zurück und summte die Melodie mit. Der BMW fuhr leicht an, und Jory lenkte ihn sicher auf das breite Betonband der Autobahn.

Schnell beschleunigte der Wagen auf über hundert Stundenkilometer, doch die Geschwindigkeit war nicht zu merken.

Marion wurde müde. Sie war an diesem Tag schon früh auf den Beinen gewesen, und auch der volle Magen tat einübriges. Sie stellte sich den Sitz weit zurück und streckte die Beine aus.

»Ich bin wohl eine schlechte Unterhalterin«, sagte sie und blickte den Fahrer von der Seite her an, dessen Gesicht von der Armaturenbeleuchtung grünlich angestrahlt wurde und diesem ein dämonisches Aussehen gab.

»Sind Sie müde, Marion?«

»Wenn ich ehrlich sein soll – ja.«

»Macht nichts. Schlafen Sie ruhig ein Stündchen. Ich werde Sie schon rechtzeitig wecken.«

Und wieder bemerkte Marion den Unterton in der Stimme des Mannes nicht.

Es dauerte nicht lange, da war sie eingeschlafen.

Der Mann, der sich Victor Jory nannte, lächelte zufrieden. Das lief ja besser, als er es sich gedacht hatte.

Auf der Autobahn war relativ wenig Betrieb. Wie eine graue Schlange zog sich das Betonband durch die Höhenzüge des Spessarts. Der Wind hatte aufgefrischt und jagte dunkle Wolkenberge vor den fahlen Halbmond.

Schon bald näherte sich der BMW der Stadt Würzburg. Die Lichterkette schimmerte zur linken Seite der Autobahn.

Kilometer um Kilometer fraßen die breiten Gürtelreifen des BMW. Jory fuhr sehr sicher. Ab und zu warf er einen Blick auf das schlafende Mädchen. Manchmal bewegten sich auch seine Lippen wie im Selbstgespräch, doch kein Laut war zu hören.

Jory hatte die Musik abgestellt. Er brauchte diese Geräuschkulisse nicht.

Jory überholte noch eine Dreiergruppe Lastwagen, betätigte den rechten Blinker und fuhr dann von der Autobahn ab.

Hinweisschilder auf die nächstliegenden Ortschaften wurden aus der

Dunkelheit gerissen. Jory fuhr nach rechts auf die Landstraße und gondelte im Fünfzig-Kilometer-Tempo weiter.
Was er suchte, war ein einsamer Weg, der nach Möglichkeit in einen Wald führte.
In dieser Gegend keine Schwierigkeit.
Er hatte ihn bald gefunden. Niemand sah, daß der Wagen von der Straße abbog und auf einer schmalen Stichstraße weiterfuhr, die zu einem fünf Kilometer entfernt liegenden Dorf führte.
Feldwege zweigten von der schmalen Straße ab, und auf der rechten Seite ballte sich die dunkle Wand eines Waldes.
Jory bog in den Feldweg ein. Er war mit Schlaglöchern übersät, und der BMW wurde ein paarmal heftig durchgeschüttelt.
Victor Jory preßte die Lippen zusammen und warf einen Blick auf das Mädchen.
Noch schlief die Kleine, und der Engländer hoffte, daß dieser Zustand noch einige Minuten anhalten würde.
Dann verschluckte der Wald das Fahrzeug, und der Weg war auf einmal zu Ende. Ein rotweiß gestrichener Holzbalken versperrte die Weiterfahrt.
Jory verschluckte einen Fluch.
Er bremste.
Im diesem Augenblick wurde Marion Baumann wach. Sie schreckte regelrecht hoch und rieb sich die Augen.
Der Wagen stand.
Verwundert sah sich Marion um. Auf Jorys Gesicht blieb ihr Blick haften.
»Wo – wo sind wir hier?« fragte das Mädchen.
Als Antwort schlossen sich Jorys Finger um ihr linkes Handgelenk.
»Was soll das?« schrie Marion. »Sie tun mir weh. Sie…«
»Halt den Mund, zum Teufel!«
Marions Augen wurden weit. Ihr Blick fraß sich in dem Gesicht des Engländers fest. Es schien plötzlich nur noch aus den beiden Augen zu bestehen, in denen ein unheimliches, mörderisches Feuer loderte.
»Nein«, flüsterte Marion, »bitte nicht. Sie – Sie haben mir doch versprochen…«
Jory lachte blechern. »Keine Angst, ich werde dich schon nicht vergewaltigen.«
»Was wollen Sie denn?«
Der Engländer gab keine Antwort, verstärkte nur den Griff.
Die schrecklichsten Gedanken wirbelten durch Marions Kopf.
Oft genug hatte sie von Anhalterinnen gehört, die ermordet worden waren. In vielen Fernsehsendungen war das Thema immer wieder aufgegriffen worden. Und sie hatte nur darüber gelacht.
Mir kann doch so etwas nicht passieren. Mit diesem Satz hatte sie

alle Warnungen in den Wind geschlagen.
Doch jetzt war alles anders.
Tränen schossen in Marions Augen. »Bitte, lassen Sie mich laufen. Ich – ich habe Ihnen doch nichts getan. Wenn Sie unbedingt mit mir schlafen wollen, dann...«
Wehr dich doch! Plötzlich schoß der Gedanke in Marion Baumann hoch. Du kannst doch Judo und hast einen Karatekurs absolviert. So einfach soll es dieser Kerl nicht haben.
Marion handelte.
Ihre gekrümmte Handkante fiel plötzlich wie ein Fallbeil nach unten. Sie traf genau den Unterarm des Mannes.
Damit hatte Jory nicht gerechnet. Ein mörderischer Schmerz raste in seinem Arm hoch. Zwangsläufig ließ er das Mädchen los.
Das war genau die Chance, auf die Marion gelauert hatte. Sie warf sich zur Seite, riß die Tür auf und schnellte aus dem Wagen.
Sie sah nicht, wohin sie lief, Angst und Panik machten sie blind.
Sie spürte nur, wie Zweige und Äste ihr Gesicht peitschten und Dornen den Parka aufrissen.
Sie sah auch nicht die Baumwurzel, die aus dem Boden wuchs.
Plötzlich wurde ihr das linke Bein weggerissen, und Marion Baumann landete schwer auf dem Rücken.
Sie stöhnte vor Schmerzen.
Gleichzeitig bemerkte sie den starken Strahl der Taschenlampe, der durch den Wald geisterte. Die Stimme des Enginders klang wie ein Lockruf aus der Hölle.
»Jetzt hole ich dich, mein Täubchen...«

***

Marion Baumann drehte sich auf den Bauch und preßte ihr Gesicht gegen die feuchte Erde. Dreck drang in ihren Mund, knirschte zwischen den Zähnen.
Wie ein langer heller Finger tanzte der Taschenlampenstrahl durch den Wald, berührte dicke Baumstämme und riß Sträucher und hüfthohes Farnkraut aus der Dunkelheit.
Marion Baumann stemmte sich hoch. Sie mußte hier weg, konnte nicht liegenbleiben, denn es war eigentlich nur eine Frage der Zeit, wann der Mann sie finden würde.
Marions linker Knöchel schmerzte, war aber nicht verstaucht oder gar gebrochen. Das merkte sie, als sie auftrat und das Gewicht auf das linke Bein verlagern konnte.
Aber wo sollte sie hin?
Der Rückweg zum Wagen war abgeschnitten. Also nach vorn in den Wald, in der Hoffnung, irgendein Versteck zu finden.
Marion schlich geduckt weiter, wand sich an den Bäumen vorbei und

zuckte nicht einmal mehr zusammen, als Fichtenzweige ihr Gesicht streiften.

Der Lampenschein war verloschen. Hatte der Mann es aufgegeben, sie zu verfolgen?

Eine wahnsinnige Hoffnung keimte in Marion auf, die jedoch Sekunden später brutal zerstört wurde.

Sie hörte Schritte und heftiges Atmen. Und das ganz in der Nähe, direkt hinter ihr.

Marions Herz machte einen schnellen Sprung. Ihr Puls raste.

Schweiß trat ihr aus den Poren.

An einem Baum gepreßt, blieb sie stehen, nackte Todesangst im Blick.

Schleichende Schritte, die immer näher kamen. Ein teuflisches Kichern geisterte durch den Wald. Die Vorfreude eines wahnsinnigen Mörders?

Marion schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Sie flüsterte unverständliche Worte, und sie hallten in ihren Ohren so laut wie Hammerschläge.

Und dann flammte die Lampe auf.

Der Lichtspeer zuckte an Marion vorbei, streifte sie, kehrte zurück und nagelte sie förmlich fest.

»Jetzt hab ich dich!« keuchte die Stimme.

Marions Reaktion war ein Reflex. Ohne zu überlegen, hechtete sie zur Seite, tauchte in die schützende Dunkelheit und rannte – rannte – rannte.

Sie kam höchstens fünfzehn Meter weit. Kurz bevor sie eine kleine Fichtengruppe erreicht hatte, umschlossen stahlharte Finger ihre rechte Schulter.

Ein gewaltiger Ruck wirbelte sie herum.

Marion wurde zu Boden geschleudert, und im nächsten Augenblick war der Mann über ihr.

Mir den Knien nagelte er sie am Boden fest. Heißer Atem strich über ihr Gesicht. Wild tanzte der Lampenstrahl auf und ab.

Marion schrie. Brüllte ihre Not und ihre Qual hinaus, bis ihr eine harte Hand den Mund verschloß.

Und doch wehrte sie sich. Sie schlug und trat um sich wie eine Wildkatze. Es war ein Kampf ums nackte Leben.

Einmal rammte sie dem Mann den Ellbogen in die Magengrube.

Der Kerl stieß einen Fluch aus, bog plötzlich blitzschnell ihre Arme zur Seite und schlug mit der Taschenlampe zu.

Marion spürte einen mörderischen Schlag an der Schläfe, vor ihren Augen blitzte es auf, und dann fiel sie in den tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit.

Schwer atmend stand der Mann auf. Mit dem Handrücken wischte er

sich den Schweiß von der Stirn und starrte auf den regungslosen Mädchenkörper. Nie hätte er gedacht, daß ihm die Kleine so große Schwierigkeiten bereiten würde. Dabei hatte es so gut angefangen. Doch ausgerechnet im letzten Augenblick mußte sie noch aufwachen.

Victor Jory ließ einige Minuten verstreichen, um wieder zu Atem zu kommen. Dann bückte er sich, hob das Mädchen auf und warf es sich über die Schulter. Ächzend und leise vor sich hin fluchend ging er den Weg zum Wagen zurück.

Neben dem BMW ließ er Marion Baumann zu Boden sinken.

Er öffnete jeweils die rechte Vorder- und Hintertür des Fahrzeugs und holte aus dem Handschuhfach eine Rolle dünnen Draht. Damit fesselte er seinem Opfer sicherheitshalber Arme und Beine. Denn für das, was er mit dem Mädchen vorhatte, brauchte er Zeit.

Auf dem Rücksitz des BMW lag ein Koffer. Er war aus Rindsleder und ziemlich unscheinbar. Victor Jory stellte den Koffer auf den Boden und legte seine Taschenlampe so auf den Rücksitz des Wagens, daß sie den Platz ausleuchtete, den er benötigte.

Die beiden Hebel der Schlösser schnappten mit einem metallischen Klicken zurück.

Jory hob den Deckel. Der Koffer war von innen mit Ölpapier ausgeschlagen und bis zum Rand mit lehmigem Ton gefüllt. Wie Bildhauer ihn benutzen.

Auf der Innenseite des Deckels gab es einige Fächer, in denen seltsame Gegenstände steckten. Kerzen, Räucherstäbchen, Kreide und eine lange Schere.

Jory nahm die Schere mit spitzen Fingern. Das Metall reflektierte blitzend den Lampenstrahl.

Victor Jory lächelte grausam, als seine Finger in die dafür vor gesehenen Öffnungen der Schere glitten. Er ließ die Schere ein paarmal auf- und zuschnappen, und dann näherte sich seine rechte Hand mit der gefährlichen Waffe dem Kopf des bewußtlosen Mädchens…

***

Im selben Augenblick erwachte Marion Baumann aus ihrer Ohnmacht. Der Schlag war nicht sehr fest gewesen, und Marion verspürte auch keine großen Nachwirkungen.

Innerhalb von zwei Atemzügen wurde sie sich über ihre Lage klar. Sie sah die beiden Schenkel der Schere und die grausam funkelnden Augen des Mannes.

Das nackte Entsetzen schnürte Marion die Kehle zu.

Jetzt blitzte das Metall dicht vor ihren Augen. Noch eine Sekunde, dann…

Die Schere schnippte zu.

Marion hörte das Geräusch dicht neben ihrem Ohr, wartete auf den alles zerstörenden Schmerz, der sie von innen her auffressen würde, um wenig später ihrem Leben ein Ende zu setzen.

Er blieb aus.

Victor Jory beugte sich zurück, und als Marion ihre Schrecksekunde überwunden hatte, sah sie, daß der Mann ihr einige Haare abgeschnitten hatte. Er hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand.

Ein Verrückter! schoß es Marion durch den Kopf. Wirklich, ich bin an einen Verrückten geraten.

Eine andere Erklärung fand sie nicht.

Victor Jory legte die Haare in ein kleines Kästchen, das er sorgfältig verschloß.

Marion Baumann konnte noch immer nicht begreifen, daß sie mit dem Leben davongekommen war. Aber langsam faßte sie wieder Mut.

Sie mußte sich räuspern, ehe sie ein Wort sprechen konnte.

»Was – was haben Sie mit mir gemacht?« fragte sie mit schwacher Stimme.

Jory gab keine Antwort. Er drehte sich zur Seite, beugte sich in den Wagen, hantierte dort herum, wandte kurz den Kopf, und ehe Marion sich versah, warf er sich über sie und preßte ihr einen übelriechenden Wattebausch vor den Mund.

Äther! Das war das letzte, woran Marion denken konnte, ehe sie ohnmächtig wurde.

Victor Jory nickte zufrieden. Er entfachte eine fieberhafte Tätigkeit.

Zuerst löste er die Fesseln des Mädchens und verstaute den Draht sorgfältig wieder im Handschuhfach. Er mußte sich beeilen. Er hatte sowieso schon zuviel Zeit verloren. Die Flucht des Mädchens hatte ihm nicht ins Konzept gepaßt.

Normalerweise hatte er seine Opfer blitzschnell überwältigen können und letzten Widerstand mit dem äthergetränkten Wattebausch erstickt.

Die Taschenlampe gab für seine Arbeit genügend Licht. Victor Jory griff in den Koffer, holte einige Räucherstäbchen hervor und steckte sie so um das Mädchen herum in den Boden, daß sie die Form eines Pentagramms ergaben. Dann zündete er eine Kerze an und hielt die Flamme gegen die einzelnen Stäbchen.

Augenblicklich wölkte Rauch auf und zog träge über das am Boden liegende Mädchen. Ein süßlicher, aber doch ekelhaft beißender Geruch zog in die Nase des Mannes.

Jory hatte inzwischen in den Koffer gegriffen und seine beiden Handflächen mit Lehm bedeckt.

Es war ein besonderer Lehm. Dämonenerde, vermischt mit dem schwarzen Blut der Höllendiener. Es gab diesen Lehm nur an einem

Platz der Erde, und der wiederum war nur wenigen Eingeweihten bekannt.

Victor Jory kannte ihn gut, sehr gut sogar, denn dieser Platz sollte einmal die Stätte seines großen Triumphes werden.

Im Schneidersitz hockte der Engländer am Boden. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen zu Sicheln verengt, und seine Finger umschlossen die Dämonenerde.

Sie bohrten sich in den Lehm, kneteten ihn durch, formten, modellierten, und während Jorys Lippen geisterhafte Beschwörungen murmelten, entstand unter seinen geschickten Fingern eine Figur.

Eine Frauenfigur.

Jory arbeitete selbstvergessen. Er war in einen tranceähnlichen Zustand gefallen, schien die Umwelt völlig vergessen zu haben, und nur an der Tätigkeit seiner Finger war zu erkennen, daß überhaupt Leben in ihm steckte.

Die Zeit verrann.

Die kleine Figur wurde glatter, die Hüften rundeten sich, Brüste waren entstanden.

Jetzt war das Gesicht an der Reihe.

Jorys Fingerkuppen formten eine Nase, den Mund, Ohren, Augen. Beinahe jede Falte wurde nachmodelliert. Als die Figur fast fertig war, folgte der wichtigste Teil der Arbeit.

Jory öffnete das Kästchen und holte die Haare des Mädchens hervor. Er preßte sie in den Lehm, glättete die Stelle mit dem Handballen und hatte das fertige, etwa unterarmgroße Abbild einer Frau vor sich.

Jory nahm die kleine Figur und legte sie auf den Körper der ohnmächtigen Marion Baumann.

Träge zog der beißende Rauch der Räucherstäbchen durch den Wald und legte sich wie ein weißgrauer Nebel auf den Körper des Mädchens.

Jetzt begann der letzte Teil des Rituals.

Victor Jory kniete sich hin, hob die Arme und drehte die Handflächen nach außen.

Er öffnete den Mund. Seltsame abgehackte Laute drangen über seine Lippen. Es war eine Sprache, die auf der Welt nicht mehr gesprochen wurde – es sei denn, besonders gefährliche Situationen erforderten es.

So wie jetzt!

Die Luft schien sich plötzlich zu verdichten. Der Rauch ballte sich zusammen, wirkte wie eine feste plastische Masse.

Victor Jory sprach immer schneller. Er selbst war in Schweiß gebadet. Die Beschwörung kostete ungeheuer viel Kraft, doch dann hatte er es geschafft.

Aufseufzend ließ er die Arme sinken, saß minutenlang in völliger Regungslosigkeit und nahm dann die Räucherstäbchen aus dem

Boden, die so gut wie abgebrannt waren. Sorgfältig verstaute Jory die Stäbchen wieder in den dafür vorgesehenen Taschen, schloß den Koffer und legte ihn auf den Rücksitz.

Dann erst wandte er sich dem immer noch bewußtlosen Mädchen zu.

Mit spitzen Fingern nahm Jory die Puppe hoch, hielt sie gegen das Licht der Taschenlampe.

Der Engländer hatte Mühe, einen Triumphschrei zu unterdrücken.

Die Beschwörung war gelungen und damit ein unheimliches Karussell in Gang gesetzt worden.

Die Puppe hatte jetzt das Gesicht der ohnmächtigen Marion Baumann!

***

Victor Jory lachte böse. Sein Herz hüpfte vor Freude. Wieder ein Opfer mehr. Aber das Mädchen wußte nichts davon. Es würde sich wundern, wenn es erwachte.

Der Engländer wickelte die Puppe vorsichtig in ein Tuch ein.

Sie war jetzt hart geworden, und es mußte schon Kraft aufgewendet werden, um die äußere Schale zu zerstören.

Victor Jory beseitigte die letzten verräterischen Spuren und schloß die Tür des Wagens. Bevor er sich hinter das Lenkrad setzte, blieb er einige Zeit neben der Bewußtlosen stehen. Er blickte in das Gesicht, das weiß in der Dunkelheit leuchtete.

»Wir sehen uns wieder«, flüsterte Victor Jory. »Bald schon. Und dann wirst du eingehen in den Kreis der Gleichgesinnten, um die Aufgabe des großen Guru erfüllen zu können.«

Abrupt drehte sich der Mann um, stieg in den BMW, startete und fuhr zurück.

Er wendete am Waldrand und rollte gemächlich der Straße entgegen, über die er die Autobahn erreichen wollte.

Er wollte bis Nürnberg fahren, dort den Wagen einfach stehen lassen, um dann mit dem Zug München zu erreichen. Von dort aus sollte es mit einem Flugzeug nach London gehen. Durch den kleinen Umweg über München hoffte er, seine Spur gut genug verwischt zu haben.

Zurück blieb ein junges Mädchen, das nicht ahnte, daß es mit dem Satan einen unfreiwilligen Pakt geschlossen hatte…

***

Als Marion Baumann zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, war ihr hundeelend. Sie hatte noch immer den widerlichen Äthergeruch in der Nase, und im nächsten Augenblick stieg ihr der Magen in die Kehle.

Marion Baumann mußte sich übergeben. Danach ging es ihr ein wenig besser.

Sie stellte fest, daß sie nicht mehr gefesselt war. Sie wälzte sich auf

die Seite und zog sich an einem Baumstamm hoch. Für einen Moment begann sich alles um Marion herum zu drehen, und nur durch tiefes Durchatmen gelang es ihr, die Welt so zu sehen, wie sie tatsächlich war.

Sie befand sich noch immer in dem Wald. Der Mann jedoch war verschwunden. Da sich Marions Augen inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie erkennen, daß die Profile des BMW Spuren im Boden hinterlassen hatten und Marions Abenteuer demnach kein Traum gewesen war.

Aber was hatte dieser komische Kerl von ihr gewollt?

Vergewaltigt hatte er sie nicht. Vielleicht war der Typ auch ein Perverser, der sich an bewußtlosen Frauen weidete, ohne sie anzufassen. Man mußte heutzutage alles in Betracht ziehen. In einer Zeit, in der das Anormale zum Normalen erhoben wurde, war eben alles möglich.

Die Hauptsache war jedoch, daß sie noch lebte.

Vergeblich versuchte sie sich an den Namen des Mannes zu erinnern. Er wollte ihr einfach nicht einfallen.

Auf jeden Fall mußte sie erst mal zusehen, daß sie aus diesem düsteren Wald hinauskam. Nach ein paar Schritten stolperte sie über etwas Weiches und wäre fast gefallen, wenn sie sich nicht im letzten Moment an einem knorrigen Ast festgehalten hätte.

Das Hindernis war ihre Tasche. Der Fahrer hatte sie aus dem Wagen geworfen.

Eigentlich nett, dachte Marion, hob die Tasche auf und hängte sie sich über die linke Schulter.

Sie verließ den Wald, und je weiter sie ging, um so stärker spürte sie die Nachwirkungen der brutalen Behandlung. Sie hatte Kopfschmerzen, und dort, wo sie der Schlag mit der Taschenlampe getroffen hatte, wuchs eine Beule aus der Stirn.

Außerdem war das Gefühl der Übelkeit noch nicht ganz gewichen.

Hinter einer mit Gras bewachsenen Hügelwelle funkelten die Lichter eines Dorfes. Marion blickte auf ihre Uhr und stellte fest, daß es noch fast eine Stunde bis Mitternacht war. Sie wollte das Dorf ansteuern, vielleicht konnte sie dort ein Zimmer für die Nacht mieten.

Um Punkt vierundzwanzig Uhr stieß sie die Tür zu einer Gaststätte auf. In dem Gebäude befand sich auch eine kleine Pension. Marion hatte draußen ein dementsprechendes Schild entdeckt.

Der Wirt spülte Gläser und sah überrascht auf, als das Mädchen den Schankraum betrat.

»Wir haben schon geschlossen«, brummte der Mann. »Es gibt nichts mehr.«

Marion ließ sich nicht beirren, sondern ging bis zum Tresen. Sie stellte die Tasche ab, stützte beide Hände auf den Handlauf und fragte

leise: »Kann ich für die Nacht vielleicht ein Zimmer bekommen?«

Erst jetzt schaute der Wirt richtig auf. Er legte das Geschirrtuch zur Seite und bekam große Augen. »Himmel, wie sehen Sie denn aus?«

»Wieso? Ich…« Marion sah an sich herunter und erkannte, wie verdreckt ihre Kleidung war.

»Ist etwas passiert?« Die Stimme des Wirtes klang besorgt. Er war ein Mann um die Fünfzig mit einer spiegelglatten Glatze und einem runden Bauch, um den sich eine Lederschürze spannte.

Marion versuchte ein Lächeln. »So kann man es auch nennen. Ich bin per Anhalter gefahren, und der Mann…«

»Sie brauchen gar nicht weiterzureden«, sagte der Wirt. »Er hat versucht, Sie zu vergewaltigen.«

»Ja«, log Marion. »Nur hat er es nicht geschafft.«

»Na, da haben Sie ja noch mal Glück gehabt. Und jetzt kommen Sie mal mit in die Küche. Meine Frau wird Ihnen sicherlich noch etwas zu essen machen. Ein Zimmer können Sie natürlich auch haben.«

»Danke, Sie sind sehr nett.«

Der Wirt hob verlegen die Schultern.

Die Wirtin schlug dem Mädchen einige Eier in die Pfanne, und während Marion aß, mußte sie die ganze Geschichte erzählen.

Sie dichtete viel hinzu, sprach von einer atemberaubenden Flucht und verschwieg die eigentlichen Tatsachen. Die hätte ihr sowieso niemand geglaubt. Nachdem sie satt war und auch eine Zigarette geraucht hatte, fragte sie, ob sie einmal nach Nürnberg telefonieren könne.

»Aber sicher doch«, sagte die Wirtin. »Der Apparat steht in der Gaststube.«

Marion wählte die Telefonnummer ihrer Nürnberger Bekannten. Sie wartete ungeduldig darauf, daß jemand den Hörer abnahm, und endlich – nach dem siebenten läuten – meldete sich eine verschlafene Stimme.

»Hör zu, Karin«, sagte Marion schnell. »Ich bin's.«

»Lieber Himmel, ich dachte, du würdest gar nicht mehr kommen. Bist du schon in Nürnberg? Soll ich dich abholen?«

»Nein, nein, Karin, ich komme erst morgen. Es ist etwas passiert.«

»Was Schlimmes?«

»Das erzähle ich dir alles morgen. Du brauchst dir jedenfalls keine Sorgen zu machen.«

»Wenn du das sagst. Also dann bis morgen. Nein – heute«, verbesserte sich Karin Klinger. »Und gib auf dich acht, ja?«

»Natürlich, Karin, wird schon schiefgehen.«

Marion Baumann legte den Hörer auf. Die Wirtin stand hinter ihr, lächelte sie freundlich an und sagte: »Kommen Sie, ich zeige Ihnen jetzt Ihr Zimmer.«

Es lag im ersten Stock und war ein gemütlich eingerichteter Raum mit einem großen Federbett. Marion zog sich aus, wusch sich, fiel in das Bett und war innerhalb der nächsten Sekunden eingeschlafen.
Sie schlief einem neuen, grauenvollen Tag entgegen…

***

Superintendent Powell erhob sich von seinem Schreibtischsessel, als der Arzt von einer Sekretärin in das Büro geführt wurde.
»Sie sind Dr. Hollister«, sagte Powell mit einem verbindlichen Lächeln auf dem Gesicht.
»Ja.« Der Arzt nickte, nahm den angebotenen Platz dankend an, öffnete seine Aktentasche, entnahm dieser einen roten Schnellhefter und legte ihn auf Powells Schreibtisch.
Der Superintendent musterte Hollister durch die dicken Gläser seiner Brille. Dr. Hollister war ein mittelgroßer Mann mit energischen Gesichtszügen, in denen die blauen Augen wie zwei Dolche hervorstachen. Der Mann sah aus, als ließe er sich nichts vormachen. Er hatte früher in einem großen Londoner Krankenhaus gearbeitet, dann gekündigt und war Polizeiarzt beim Yard geworden. Hier hatte Hollister schon für einiges Aufsehen gesorgt, denn er gehörte nicht gerade zu den Jasagern.
»Sie hatten mir ja schon am Telefon einige vage Andeutungen gemacht, Doktor«, sagte Powell, »aus denen ich eigentlich nicht richtig schlau geworden bin. Womit kann ich Ihnen nun konkret helfen?«
Der Arzt legte beide Hände gegeneinander und blickte Powell an. »Das ist auch jetzt nicht so einfach zu erklären. Um es vor auszuschicken, ich habe keinen Beweis, nur Annahmen und reine Verdächtigungen.«
»Dann schießen Sie mal los.« Superintendent Powell lächelte schmal. »Wie Sie ja sicherlich wissen, sind wir eine Abteilung, die sich mit Fällen beschäftigt, die etwas außerhalb der Norm liegen. Unter Umständen sind Sie bei uns gerade richtig.«
»Das hoffe ich, Sir. Um es direkt zu sagen, mich beschäftigen einige Todesfälle. Normale Todesfälle, wie Ihre Kollegen meinen. Aber ich bin anderer Meinung.«
»Haben Sie Gründe?«
»Ja und nein. Denn hier schon beginnt die Spekulation. In letzter Zeit haben sich in London Todesfälle gehäuft, die durch Herzversagen eingetreten sind. Fünf junge Mädchen im Alter zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren fallen mir nichts dir nichts um. Diagnose: Herzversagen.«
»Entschuldigen Sie, Doktor, aber ist das nicht normal?«
»Sehen Sie, Sir, so haben Ihre Kollegen auch argumentiert. Ich bin mit meiner These nirgendwo auf fruchtbaren Boden gestoßen, doch

ich lasse mich nicht davon abbringen, daß an diesen Todesfällen etwas faul ist. Fünf Mädchen in einem blühenden Alter. Das ist«, Hollister breitete die Arme aus, »ich will nicht gerade sagen unmöglich, aber doch ungewöhnlich. Doch es sind nicht nur Theorien, die ich habe. Ich selbst habe mich persönlich in den Fall, wenn ich ihn mal so nennen darf, hineingekniet. Ich habe mich um das Privatleben der Opfer gekümmert und festgestellt, daß die Mädchen samt und sonders Studentinnen waren und gern per Anhalter fuhren.«

Superintendent Powell nickte nachdenklich. »Das ist zwar immer noch kein Beweis, doch eine Spur, die sich mit unseren Vermutungen deckt.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Powell lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück. »Wir haben seit einiger Zeit hier beim Yard einen Supercomputer, der alles speichert, was sich in der Welt an ungewöhnlichen Vorfällen ereignet, die Informationen sortiert, auswertet und uns auf etwaige Zusammenhänge aufmerksam macht. Gekoppelt ist der Apparat an die elektronische Anlage von Interpol. Diese Todesfälle sind leider nicht nur in England vorgekommen, sondern auch auf dem Kontinent. In den Niederlanden und in Frankreich hat es ebenfalls vier Tote gegeben. Auch junge Mädchen, die gern per Anhalter reisten.«

»Das ist ein Ding.« Dr. Hollister schlug mit der Faust auf Powells Schreibtisch. »Und mir wurde gesagt, daß ich spinne und…«

»Langsam, langsam, lieber Doktor. Ich muß meine Kollegen in Schutz nehmen. Es weiß niemand außer einigen Eingeweihten von unserem Verdacht, und wir werden uns hüten, ihn an die große Glocke zu hängen. Nein, noch ist alles in der Schwebe. Wenn die Sache an die Öffentlichkeit dringt, könnte es die größte Unruhe geben. Unsere Abteilung, die sich mit außergewöhnlichen, übersinnlichen Fällen beschäftigt, arbeitet ziemlich im geheimen. Wir haben kaum Mitarbeiter. Die meisten sind in der Verwaltung beschäftigt.«

»Aber wie lösen Sie denn dann die Fälle?«

»Well, da gibt es einen Mann, der unter den Kollegen Geisterjäger genannt wird. Früher eher abfällig, doch heute spricht man schon mit einiger Hochachtung von ihm, denn dieser Mann ist ein As und die Aufklärungsquote seiner Fälle beträgt hundert Prozent.«

»Und wie heißt der Mann?« fragte Dr. Hollister.

»Oberinspektor John Sinclair!«

Hollister pfiff durch die Zähne. »Ja, davon habe ich gehört. Wenigstens von diesem Mann. Dieser John Sinclair soll ja ein kleines Wundertier sein.«

»Alles halb so schlimm. John Sinclair tut nur das, was wenige Menschen machen. Er paart Phantasie und Verstand. Und diese Basis braucht man bei solch kniffligen Fällen.«

»Weiß er schon von seinem Glück?« fragte Doc Hollister.

»Nein. Er ist zwar über die Todesfälle informiert, ahnt aber noch nicht, daß wir einsteigen. Sie können beruhigt sein, Doc, der Fall liegt bei John Sinclair in guten Händen.«

»Das bin ich tatsächlich, Sir«, sagte der Arzt und erhob sich.

Powell reichte ihm zum Abschied die Hand und begleitete ihn bis zur Tür. »Es ist klar, daß wir Sie auf dem laufenden halten«, sagte der Superintendent. »Unternehmen Sie nur nichts, und machen Sie auch die Kollegen nicht kopfscheu.«

»Natürlich, Sir. Auf Wiedersehen.«

Als sich die Tür hinter Doc Hollister geschlossen hatte, nahm Powell eine Magentablette und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter. Der Superintendent hatte ein ungutes Gefühl.

Er sah dunkle Wolken am Horizont aufziehen, bildlich gesprochen. Eins war jedenfalls klar. Hinter diesen Todesfällen steckte ein teuflisches System. Aber was für eins es war, das sollte John Sinclair herausfinden.

Der Superintendent drückte die Sprechtaste und bat den Oberinspektor in sein Büro.

Wenig später hatte John Sinclair einen Fall am Hals, der ihn in des Teufels Küche führen sollte…

***

Victor Jory war wieder in London!

Mit gemessenen Schritten schlenderte er durch die große Abfertigungshalle des Flughafens. Alles war glatt gegangen.

Niemand hatte sich um ihn gekümmert, niemand hatte ihn aufgehalten. Jory konnte hochzufrieden sein.

Der braune Koffer war durch eine Kette mit seinem rechten Handgelenk verbunden. Wenn er ihn verlor, dann sah es schlecht aus. Und es wäre nicht das erstemal gewesen, daß Diebe einem Reisenden das Gepäck gestohlen hätten.

Für Jory war die Londoner Luft wie Balsam. Hier in der britischen Metropole fühlte er sich wohl, hier war er geboren, hier war er zu Hause. Er hatte seinen Aktionsradius zwangsläufig auch auf das Festland ausweiten müssen, denn noch einige Todesfälle mehr in der Millionenstadt hätten unter Umständen zu großes Aufsehen erregt. Und die englische Polizei schlief nicht, insbesondere nicht Scotland Yard. Aber anscheinend war doch alles gut über die Bühne gegangen. Von irgendwelchen polizeilichen Aktivitäten hatte Victor Jory bisher nichts gemerkt.

Vor dem Flughafen winkte er sich eines der berühmten Londoner hochrädrigen Taxis und nannte sein Fahrtziel, die William Road, eine ruhige Straße am östlichen Rand des Hyde Park.

Aufseufzend ließ sich Victor Jory in die Polster sinken.
Während das Taxi anfuhr, schloß er die Augen und war kurze Zeit später regelrecht eingeschlafen.
Jory brauchte Kraft für das, was vor ihm lag. Er war seinem Endziel bereits sehr nahe. Alle Vorbereitungen waren getroffen worden, jetzt mußte sich der Lohn seiner Arbeit zeigen.
Jory hatte nicht umsonst zehn Jahre seines Lebens auf Haiti verbracht und dort den Voodoo-Kult genauestens studiert. Er hatte gesehen, wie Medizinmänner Tote wieder zum Leben erweckten. Es war ein phantastisches, grausiges Schauspiel gewesen. Und es hatte Victor Jory ungeheuer beeindruckt. Er hatte es geschafft, das Vertrauen der Medizinmänner zu erringen, hatte die magischen Formeln und Riten studiert – und dann, als er den Medizinmann nicht mehr brauchte, ihn eiskalt umgebracht.
Jory war wieder nach England zurückgekehrt und arbeitete als Bibliothekar an der Universität. Man hatte ihn nie für voll genommen. Er hatte nur immer die Dreckarbeit erledigen müssen, und das fraß in ihm. Verlacht hatten ihn die Leute, vor allem die Studentinnen. Jory hatte sich nie gewehrt, doch tief in seinem Innern war ein teuflischer Plan entstanden, der jetzt kurz vor der Verwirklichung stand.
Sie hatten gebüßt – alle!
Jory schreckte hoch, als er die Stimme des Taxifahrers hörte.
»Wir sind am Ziel, Sir.«
»Natürlich, entschuldigen Sie. Ich bin wohl eingeschlafen.«
»Das kann man sagen.« Der Fahrer lachte. »Sie haben eine anstrengende Reise hinter sich?«
»Sehr, mein Lieber.«
Victor Jory zahlte und stieg aus. Sein Haus lag eingeklemmt zwischen den anderen Bauten. Diese Gegend war eine reine Wohnsiedlung, nicht sehr anspruchsvoll, aber auch nicht gerade zur unteren Klasse gehörend. Mittelmaß.
Jory schloß die Haustür auf. Er bewohnte in der ersten Etage ein Fünf-Zimmer-Apartment. Der Hausbesitzer hatte vor Jahren aus zwei Wohnungen eine gemacht, und Jory hatte augenblicklich zugegriffen.
Niemand begegnete ihm im Treppenhaus. Seine Ankunft wurde gar nicht bemerkt.
Jory schloß die Korridortür auf. Muffige Luft schlug ihm entgegen. Victor Jory verzog das Gesicht und öffnete erst mal einige Fenster. Dann betrat er sein Arbeitszimmer, das durch ein Spezialschloß und mehrere Riegel besonders gesichert war.
Jory knipste Licht an. Dunkle Vorhänge bedeckten die Fenster.
Es war ein Raum, der Beklemmung ausstrahlte. In der Mitte lag ein seltsamer Teppich, in den allerlei fremdartige Symbole gestickt waren. Fabelwesen und Horrorgestalten aus einer Mythologie, die in den

Geschichten und Sagen der Eingeborenen von Haiti heute noch stark vertreten sind. Die Wände waren ebenfalls mit dunklem Tuch bespannt, das seidig glänzte und vom Luftzug, der durch die offenstehende Tür zog, bewegt wurde.

Victor Jory löste die Kette von seinem Handgelenk und stellte den Koffer auf einen kleinen Tisch an der Längswand des Zimmers. Dann schlüpfte Jory aus seinem Mantel, hängte ihn an die Garderobe und kehrte in den Raum zurück.

Er schloß die Tür und trat an einen großen, dunklen Palisanderschrank, der bis zur Decke reichte.

Den Schrank hatte er auf einer Versteigerung erworben. Es war ein prächtiges Stück, handgearbeitet und massiv.

Jory schloß die beiden Doppeltüren auf.

Rötliches Licht geisterte im Innern des Schrankes auf, als er die Türen aufzog.

Über das Gesicht des Mannes glitt ein böses Lächeln, als seine Augen die Figuren betrachteten, die, sorgfältig aneinander gereiht, in einem Regal standen.

Es waren Puppen.

Voodoo-Puppen!

Ihre Gesichter glichen denen der ermordeten Mädchen. Sie waren verzerrt, als hätten sie eine ungeheure Qual und Pein erlebt. Aber das war nicht das Schlimmste. In jeder Puppe steckte eine dünne, jedoch stabile Nadel. Sie war mit der Spitze tief in die Brust der Puppe gedrungen, genau dort, wo bei einem Menschen das Herz sitzt…

Neun Puppen waren es.

Neun Tote…

Und heute noch sollte die zehnte hinzukommen.

Jorys Augen funkelten, als er sich abwandte und seinen Koffer aufschloß.

Die Puppe lag auf dem Rücken. Noch war ihr Gesicht friedlich, zeigte den Ausdruck, den Jory bei der bewußtlosen Marion Baumann gesehen hatte.

Doch das sollte sich ändern.

Vorsichtig nahm Jory die Puppe in die Hand, trat auf den Teppich und ließ sich in dessen Mitte nieder.

Aus der Innentasche seines Jacketts holte er ein kleines schmales Etui hervor, öffnete es und entnahm diesem eine Nadel.

Sie war etwa fingerlang, vorne zugespitzt und bestand aus einem Metall, das in einer Dämonennacht geschmiedet worden war. Die Legierung war biegsam und doch hart.

Es war die letzte Nadel.

Aber zehn Opfer reichten Victor Jory. Mit ihnen konnte er seinen höllischen Plan durchführen.

Der schwarzhaarige Engländer war in sich zusammengesunken. Langsam strich er mit der Nadel über seinen Ring, der wie festgewachsen an seinem Finger der linken Hand saß.

Dieser Ring war ein Werk des Teufels. Jory hatte ihn dem Medizinmann gestohlen.

Er hatte eine dunkelgrüne Oberfläche, die plötzlich in Bewegung geriet, als Jory mit der Nadel darüber strich.

Der Ring begann sich zu verändern. Die tiefgrüne Farbe verblaßte, wurde durchscheinend, und dann war für Bruchteile von Sekunden ein schreckliches Gesicht zu sehen.

Das Gesicht des Teufels!

Es war soweit.

Der Satan hatte Victor Jorys Opfer angenommen.

Tief zog Jory den Atem ein. Er nahm die Puppe und legte sie auf den Handteller der linken Hand. In der rechten Hand hielt er die Nadel.

Langsam näherte sich die Spitze der kunstvoll geformten Puppe.

Eine fast greifbare Spannung schien in dem Zimmer zu liegen.

Jory keuchte, seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten.

Sein Herz raste.

Jetzt berührte die Spitze der Nadel die Brust der Puppe.

Ein Ruck – und…

Ein leiser, unheimlicher Laut drang aus dem Mund der Puppe.

Das Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Qual und Pein.

Victor Jory lachte. Stück für Stück bohrte er die Nadel in den Körper der Puppe, bis die Spitze das Herz berührte…

***

Marion Baumann war mit dem Zug nach Nürnberg gefahren. Die Wirtsleute gaben ihr noch gute Ratschläge mit auf den Weg. Sie hatten noch nicht einmal etwas für die Übernachtung und das Essen genommen. So etwas fand man selten.

Mit dem Bahnbus war Marion bis nach Würzburg gefahren und hatte dort den Zug genommen.

Gegen Mittag traf sie in Nürnberg ein. Sie kam sich ein wenig verloren auf dem Bahnhof vor, wurde ein paarmal angesprochen, war es schließlich leid und suchte eine Telefonzelle auf, um ihre Freundin Karin Klinger zu erreichen.

Karin arbeitete bei einer großen Versicherung. Sie hatte nach dem Abitur diesen Job angenommen, da der Numerus clausus ihr einen Platz für Medizin verwehrte.

Marion wurde ein paarmal hin und her verbunden und hatte ihre Freundin schließlich an der Strippe.

Karin Klinger freute sich, daß Marion schon in Nürnberg war.

Sie wollte sich sogar einen halben Tag frei nehmen und Marion vom

Bahnhof abholen. Die beiden Mädchen verabredeten sich für vierzehn Uhr. Als Treffpunkt diente der Wartesaal.

Bei einer Tasse Kaffee vertrieb Marion sich die Zeit. Noch immer spukte ihr das Erlebte im Kopf herum, und ein ums andere Mal stellte sie sich die Frage: Was hatte dieser Kerl nur von ihr gewollt? Er war doch bestimmt nicht ohne Grund mit ihr in diesen Wald gefahren. Irgend etwas hatte er doch damit bezweckt.

Karin Klingers Eintreffen riß Marion aus ihrer Grübelei.

»Hallo, Marion!« rief Karin, und Sekunden später lagen sich die beiden Freundinnen in den Armen.

Karin Klinger war ein kleines zierliches Persönchen mit einem schwarzen Wuschelkopf und großen braunen Rehaugen. Sie trug fast ausschließlich Hosenanzüge, denn sie war der Meinung, daß sie darin größer wirkte. Karin war etwas rundlich, was auf den Genuß von allzuviel Sahnetorte zurückzuführen war. Aber wegen ihrer Figur machte sie sich keine Sorgen. Sie stand auf dem Standpunkt, daß Männer gern etwas im Arm haben wollten.

»Komm, setz dich«, sagte Marion. »Wir trinken noch eine Tasse Kaffee.«

Karin schüttelte den Kopf. »Nein, Schatz. Wir fahren zu mir, dort ist es billiger.«

»Auch gut.«

Marion Baumann zahlte, und die beiden Mädchen verließen Arm in Arm den Wartesaal.

Karin hatte ihren Wagen vor einer Parkuhr abgestellt. Es war ein orangefarbener VW Baujahr 1968. Karin hatte das Fahrzeug billig erstanden, und für den Stadtverkehr war es genau richtig.

Während der Fahrt zu Karins Wohnung unterhielten sich die beiden Freundinnen über die Vergangenheit. Marion berichtete auch von ihrem Erlebnis. Karin Klinger war der Meinung, daß Marion es doch aufgeben solle, immer per Anhalter zu fahren.

»Ich glaube, das werde ich auch«, meinte Marion.

Karin Klinger wohnte in einem Nürnberger Vorort in einem zehnstöckigen Hochhaus. Sie hatte dort ein kleines Apartment gemietet. Es bestand aus einem Zimmer, der kleinen Küche und einer Dusche. Ihren Wagen konnte Karin in einer Tiefgarage parken.

Mit dem Fahrstuhl fuhren die Mädchen in den siebenten Stock.

Karin schloß die Wohnungstür auf und sagte: »Bitte einzutreten, die Dame.«

Durch eine winzige Diele ging es in den Wohnraum. Er war ungefähr fünfundzwanzig Quadratmeter groß und modern eingerichtet. Regale bedeckten die Wände. In der Mitte des Raumes standen einige Sitzelemente, die Karin zu einer Couch zusammengebaut hatte und vor der ein niedriger Tisch stand.

»Nett hast du’s hier«, sagte Marion.
Karin lächelte. »Ich fühle mich ganz wohl.«
»Und wo schläfst du?«
»Auf der Couch. Ist doch Platz genug. Aber jetzt etwas anderes – wahrscheinlich willst du erst mal duschen, oder?«
Marion nickte. »Du, das ist ‘ne Idee.«
»Wußte ich’s doch.« Karin Klinger öffnete die Tür zu der kleinen Duschkabine. »Ein Handtuch findest du auch. Ich koche inzwischen Kaffee. Willst du meinen Bademantel haben?«
»Das wäre nett.«
Karin holte den Bademantel aus einem Einbauschrank in der Diele, und wenig später stand Marion Baumann unter der Dusche.
Sie fühlte sich fast wie im Paradies, als die Wasserstrahlen auf ihren Körper prasselten. Mal heiß – mal kalt. Marion reckte sich wohlig, und sie hatte das Abenteuer der letzten Nacht schon fast vergessen…
»Der Kaffee ist fertig!« rief Karin aus dem Wohnraum.
»Ich bin gleich soweit!« Marion hatte Mühe, mit ihrer Antwort das Rauschen der Dusche zu übertönen.
Sie drehte den Hahn zu, frottierte sich ab und öffnete das kleine Fenster. Dann schlüpfte sie in den flauschigen Bademantel. Fröhlich pfeifend betrat sie den Wohnraum.
Karin hatte schon den Tisch gedeckt. Kaffeegeruch zog durch den Raum und kitzelte angenehm Marions Nase. Eine Schale mit Gebäck stand ebenfalls bereit.
»Setz dich, und greif zu«, sagte Karin Klinger, während sie den Kaffee einschenkte.
Marion hatte Hunger. Sie aß mit großem Appetit und trank zwei Tassen Kaffee. Hinterher – als die Zigaretten brannten – fragte Karin: »Was hast du denn jetzt vor?«
Marion hob die Schultern. »Das weiß ich selbst noch nicht. Ich wollte eigentlich nach Süden trampen.«
Karin sah die Freundin zweifelnd an. »Na, ich weiß nicht.«
Marion lächelte. »Ja, nach dem Abenteuer mit diesem komischen Kerl ist mir die Lust auch vergangen. War eben Pech. Ich habe einfach keine Lust mehr, in der Uni zu hocken und mir jeden Tag das Gelaber der Professoren anzuhören. Ich will etwas erleben. Wenigstens solange ich noch jung bin.«
»Und später?«
»Wird geheiratet. Ich denke, so mit fünfundzwanzig werde ich schon einen finden, der genügend Geld hat.«
Karin Klinger lächelte. »Vorstellungen hast du…«
»Wieso?«
»So einfach sind die Männer auch nicht zu kriegen. Die wissen heute genau, was sie wollen. Und meistens sind die guten Partien schon

weg.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

»Teils – teils. Ich kannte mal einen, da dachte ich, es wäre die große Liebe. Aber dann habe ich gehört, daß der Knabe verheiratet ist. Pech – er hat mich eiskalt ausgenutzt.«

»Und jetzt?« fragte Marion. »Hast du einen festen Freund?«

»Nein. Aber viele Bekannte.«

»Aha.« Marion lächelte wissend.

»Du, da fällt mir ein, wir könnten heute abend eine Party starten. Hast du Lust? Ich lade ein paar von unserer Clique ein. Irre Typen, kann ich dir sagen.«

»Meinetwegen. Wenn es dir nicht zuviel Mühe macht.«

»Unsinn. Ich hänge noch einen Tag Urlaub dran. Dann können wir richtig auf die Pauke hauen. Dabei wirst du bestimmt diesen Mistkerl von gestern nacht vergessen.«

Karin Klinger wollte aufspringen, um zum Telefon zu gehen, doch mitten in der Bewegung stoppte sie.

Marion Baumann war plötzlich blaß geworden. Sie bog sich auf der Couch zurück und preßte ihre Hand in Höhe des Herzens gegen die Brust. Schweiß glänzte auf ihrem Gesicht.

»Himmel, Marion, was ist?« Karin Klinger war aufgesprungen.

Aus entsetzten Augen starrte sie auf ihre Freundin, die zur Seite gekippt war und sich in wilden Krämpfen auf der Couch wand.

»Ich – ich…«, röchelte Marion. »Ich weiß nicht, was…« Ihre Stimme versagte. Schaum stand plötzlich vor ihrem Mund. Sie schrie auf, ihr Gesicht lief blau an. Fingerdick traten die Adern hervor.

Karin Klinger rannte zum Telefon. Ein Arzt, hämmerte es in ihrem Hirn. Ich muß einen Arzt anrufen.

Es war schon zu spät. Als Karin Klinger einen Blick auf ihre Freundin warf, sah sie, wie sie sich ein letztes Mal aufbäumte und dann mit einem Ächzlaut zusammensank. Ihr linker Arm fiel herab, die Finger wühlten sich in den flauschigen Teppich.

Marion Baumann war tot!

***

Das nackte Entsetzen war in Karin Klingers Gesicht gemeißelt.

Sie konnte nicht fassen, was ihre Augen sahen. Mit leerem Blick stierte sie auf die Tote.

»Marion«, flüsterte sie. »Marion, um Himmels willen, so sag doch etwas!«

Doch Marion Baumann gab keine Antwort.

»Marion!« Plötzlich brüllte Karin Klinger los. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit. Sie warf sich auf dem Absatz herum, rannte durch die kleine Diele und riß die Wohnungstür auf.

»Sie ist tot!« schrie sie. »Sie ist tot!«
... tot... tot...
Schaurig hallte die Stimme im Treppenhaus wider. Türen wurden aufgerissen. Menschen liefen zusammen. Ein Mann packte die Tobende an den Schultern, rüttelte sie durch, und als das auch nichts half, versetzte er ihr eine Ohrfeige.
Karin Klingers Schreien verstummte. Verwirrt blickte sie den Mann an.
»Also, was ist geschehen, Fräulein Klinger?«
Karin begann zu weinen. »Sie ist tot«, schluchzte sie.
»Wer ist tot?«
»Marion, meine Freundin. Sie liegt – sie liegt in meinem Zimmer. Plötzlich, ich weiß auch nicht wie…«
Der Mann hörte gar nicht mehr zu, sondern rannte in die Wohnung. Betroffen blieb er auf der Schwelle zum Wohnraum stehen.
»Au, verdammt«, keuchte er und lief zurück. »Wir müssen die Polizei benachrichtigen. Kümmere dich um das Mädchen«, sagte er zu seiner Frau die ebenfalls aus der Wohnung gekommen war.
Mit zitternden Fingern wählte der Mann den Notruf der Polizei. Mit ein paar Worten erklärte er die Lage, und der Beamte versprach, einen Wagen vorbeizuschicken.
Der Mann ging wieder zurück in den Flur. Karin Klinger lehnte an der Wand und weinte. Andere Hausbewohner standen ratlos herum. Manche tuschelten miteinander, doch keiner wußte so recht, wie er sich verhalten sollte.
»Sie war doch noch so jung«, flüsterte Karin Klinger unter Tränen. »Warum mußte gerade sie sterben? Alles kam so plötzlich. Wir hatten noch miteinander gesprochen – und dann…«
Die gleichen Worte erzählte Karin auch eine Stunde später der Polizei. Sie saß im Präsidium Oberkommissar Hartmann gegenüber. Hartmann war ein alter Praktiker, schon über zwanzig Jahre im Dienst und hätte sich eigentlich gar nicht weiter um diesen Fall gekümmert, wenn er nicht das Fernschreiben von Interpol gelesen hätte. Darin hieß es, daß sämtliche angeblich normalen Todesfälle, vor allen Dingen bei jungen Mädchen, sofort gemeldet werden müßten. Und dies war solch ein Todesfall.
Hartmann begann zu kombinieren und rief – nachdem Karin Klinger nach Hause gebracht worden war – das Bundeskriminalamt in Wiesbaden an. Die Beamten dort hatten einen direkten Draht zur Interpol-Zentrale in Paris.
Ein Computer begann zu arbeiten, stellte Parallelen zu den anderen Todesfällen fest, und über Fernschreiber gelangte auch die Meldung nach London auf Superintendent Powells Schreibtisch.
Der Beamte schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Das ist der

zehnte Fall«, sagte er leise. »Es wird verdammt Zeit, daß wir etwas unternehmen.«

Lange konnte Powell die Sache nicht mehr geheim halten, und wenn sich erst mal die Presse darauf stürzte, war ein effizientes Arbeiten unmöglich. Hoffentlich schaffte John Sinclair es, dieses Rätsel zu lösen.

***

Der ganze Fall paßte John Sinclair von Beginn an nicht. Er hatte zu wenig in der Hand. Vieles beruhte auf Vermutungen, Hypothesen, doch einen handfesten Anhaltspunkt, den gab es nicht.

John war nicht der Typ eines Grüblers. Er gehörte zu den Praktikern, die auch mal richtig hinlangten. Das hieß allerdings nicht, daß er arbeitete, ohne seinen Verstand einzusetzen. Im Gegenteil, John Sinclair war schon mit Fällen konfrontiert worden, bei denen andere verzweifelt wären. Er hatte die unglaublichsten Dinge erlebt, hatte sich mit der Dämonenwelt angelegt und bisher immer gesiegt. Langsam war sein Name zu einer Drohung für Geister und Dämonen geworden, und gewisse Kräfte hatten alles darangesetzt, um John Sinclair zu töten. Bisher ohne Erfolg. Dabei half dem Oberinspektor, daß ihn die Schattenwesen nicht ohne weiteres erschießen wollten, nein, das war ihnen zu billig. Sie wollten John Sinclair fangen, um ihn langsam sterben zu lassen. Aber das waren bisher Wunschträume finsterer Mächte geblieben, denn John war schließlich auch kein Dummkopf und wußte sich schon gegen gewisse Attacken zu wehren.

Dabei war John Sinclair vom Äußeren her das glatte Gegenteil eines finsteren Hexenjägers. Er hatte die Dreißig soeben überschritten und war damit der jüngste Oberinspektor bei Scotland Yard. John war ziemlich groß, hatte blonde, kurz geschnittene Haare und blaugraue Augen.

Als Powell John den Fall übertragen hatte, hatte er sich leicht ironisch nach dem Befinden des Oberinspektors erkundigt.

»Mir geht es gut«, hatte John wider besseres Wissen geantwortet. Am liebsten hätte er sich ins Bett gelegt, denn am vergangenen Abend hatten er, die Privatdetektivin Jane Collins und das Ehepaar Conolly eine Party gefeiert. Doch Powell nahm auf so etwas keine Rücksicht. Ein Beamter ist immer im Dienst, pflegte er zu sagen.

Nun ja, John gab sein Bestes.

Momentan hatte er eine Liste vor sich liegen. Die Namen der Opfer waren darauf vermerkt. Zehn an ›Herzschlag‹ verstorbene Frauen waren es. Die letzte Meldung war erst vor zwei Stunden über Interpol eingetroffen. In Deutschland hatte es ebenfalls einen rätselhaften Todesfall gegeben. Die Parallelen waren eindeutig, und Interpol hatte es für richtig gehalten, sich ebenfalls einzuschalten. Ein deutscher

Kommissar mit Namen Will Mallmann vom BKA sollte am nächsten Tag in London eintreffen.

Immer wieder las John Sinclair die Namen und die Lebensläufe der Toten durch, suchte nach Gemeinsamkeiten und fand sie eigentlich nur bei den Opfern, die von der Insel stammten. Die fünf toten Girls hatten samt und sonders an der Uni London studiert. Das war vielleicht ein Punkt, bei dem man einhaken konnte. John kannte an der Universität einige Dozenten und hatte sich auch schon für vierzehn Uhr angemeldet.

Eine Stunde vorher setzte er sich in seinen metallicfarbenen Bentley und fuhr los. Es war eine ziemliche Strecke, quer durch London. Über die Whitehall Parliament Street ging es in Richtung Norden. Dann weiter auf der Charing Cross Road, die in die Tottenham Court Road überging, an der auch ein paar Gebäude der Universität lagen.

John führ an den modernen, neu errichteten Studentenwohnheimen vorbei und parkte auf einem großen Platz vor dem Verwaltungsgebäude der Universität.

Es herrschte ziemlich viel Betrieb. Das schöne Wetter hatte die Studenten nach draußen gelockt. Man sah die ersten duftigen Kleider und engen T-Shirts der jungen Mädchen. Ein prächtiger Anblick für jedes Männerauge. Auch John Sinclair genoß ihn.

Das Verwaltungsgebäude war ein alter Kasten mit dicken Mauern und hohen Gängen.

An der Anmeldung döste ein Portier, den John durch das Klopfen an der Glasscheibe aufschreckte.

Der Oberinspektor nannte den Grund seines Kommens und mußte mit dem Paternoster in den dritten Stock fahren, wo der stellvertretende Personaldirektor, Mr. Higgins, residierte.

Higgins kam mit ausgestreckten Händen auf John zu. »Hallo, Oberinspektor!« rief er. »Ist ja eine Ewigkeit her, daß wir uns das letzte mal gesehen haben!«

»Meine Studentenzeit liegt ja auch schon etwas zurück«, erwiderte John grinsend.

Higgins lachte. »Immer noch der alte Witzbold, wie?«

»Ich kann’s nicht leugnen.«

Higgins ließ sich in seinen Stuhl fallen. »Also, wenn Sie meinen Job hätten, wäre Ihnen das Lachen schon vergangen.«

»Ansichtssache.«

John kannte Higgins schon einige Jahre.

Der stellvertretende Personalchef war ein Mann mit krummem Rücken, fahrigen Bewegungen und ewig verschnupfter Nase.

Sein schütteres Haar klebte am Kopf.

»Es geht wohl um die toten Mädchen, nicht?« sagte er, als die Männer Platz genommen hatten.

»Ich erwähnte es ja schon am Telefon und hoffe, daß Sie mir helfen können.«

Higgins zog ein trauriges Gesicht und schnäuzte sich umständlich die Nase. »Ich fürchte, mein lieber Oberinspektor, da sind Sie auf dem falschen Dampfer. Ich fühle mich hier praktisch als menschlicher Computer. Über das Privatleben der Studenten bin ich leider nicht informiert.«

John kniff das rechte Auge zu. »Tatsächlich nicht?«

Higgins wußte nicht, was er sagen sollte. Er lächelte fahrig.

»Wie meinen Sie denn das?« fragte er vorsichtig.

»Reden wir doch mal im Klartext, mein lieber Higgins. Wir sind ja unter uns. Seit den Studentenunruhen gibt es doch auf den Universitäten so etwas wie eine geheime Polizei. Es gibt Spitzel, die ihre Kommilitonen im Auge behalten und der Direktion laufend Berichte erstatten. Das System ist sogar sehr gut ausgeklügelt, direkt vom Secret Service übernommen. Sie sehen also, Higgins, wir wissen so einiges. Und deshalb bin ich ja auch zu Ihnen gekommen.«

Higgins war blaß geworden. Abwehrend winkte er mit beiden Händen. »Um Himmels willen, Oberinspektor, reden Sie nicht soviel. Diese Sache gibt es gar nicht offiziell. Wenn das nach außen dringt…«

»Wird es nicht, Higgins,«

»Also gut, weil Sie es sind, Sinclair.«

John lächelte. »Ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Die Namen kennen Sie ja selbst.«

»Natürlich.« Higgins stemmte sich aus dem Stuhl. »Ich muß Ihnen aber noch einmal sagen, wie sehr mir das gegen den Strich geht.«

»Und mir erst«, erwiderte John grinsend. Doch im nächsten Augenblick wurde er ernst. »Schließlich geht es um die Klärung von zehn rätselhaften Todesfällen, und da muß man eben zu etwas unkonventionellen Mitteln greifen.«

Higgins trat kopfschüttelnd an einen Schrank und schloß ihn auf. Er holte einen unscheinbaren grauen Schnellhefter hervor und drückte ihn John in die Hand. »Ich habe schon alles vorbereitet, Oberinspektor«, meinte er mit einem säuerlichen Lächeln.

»Wir verstehen uns immer besser, Higgins.« John schlug den Schnellhefter auf. Die Namen der Toten waren alphabetisch geordnet. Die erste Seite beschäftigte sich mit den persönlichen Daten der Mädchen, wie Geburtstag, – ort und so weiter.

John las die Vermerke in aller Ruhe. Ein paarmal machte er sich Notizen und klappte den Hefter schließlich zu.

Higgins riß ihn John förmlich aus der Hand und schloß ihn wieder weg.

»Nun, Oberinspektor, schlauer geworden?«

»Ja.«

»Ach.« Higgins lieg sich überrascht in seinen Stuhl fallen. »Was ist Ihnen denn aufgefallen?«

»Daß die Schreibmaschine hakt, mit der die Berichte getippt worden sind.«

»Ha, ha. Sie sind ja heute besonders lustig.«

»Wer ist eigentlich Victor Jory?« fragte John und wechselte urplötzlich das Thema.

»Jory? Wie kommen Sie denn auf den?«

»Er ist hier in der Akte mehrmals vermerkt worden. Jedes der Mädchen scheint ihn gekannt zu haben.«

»Das hat nichts zu sagen.« Higgins winkte ab. »Jory kennt jeder. Er ist hier unser Bücherwurm. Ein bißchen versponnen, der Knabe. Ist Stellvertreter des Universitätsbibliothekars und lebt nur für seine dicken Schwarten.«

»Hat er vielleicht irgendwelche besonderen Interessen?« wollte John wissen.

»Kaum. Wenn man einmal davon absieht, daß er einige Jahre auf Haiti gelebt hat. Davon schwärmt er heute noch.«

»War er beruflich dort?«

»Keine Ahnung.«

»Hm.« John sah nachdenklich auf seine Fingernägel. »Kann ich diesen Victor Jory mal sprechen?«

Higgins antwortete mit einer Gegenfrage: »Welches Datum haben wir denn heute?«

»Den siebten April.«

»Ja, das geht, dann ist Jory wieder aus seinem Urlaub zurück.«

»Um so besser.« John stand auf. »Bringen Sie mich zu ihm, Mr. Higgins?«

Higgins blickte auf seine Uhr. »Das geht schlecht. Ich muß gleich zu unserem Personalchef. Aber ich erkläre Ihnen den Weg. Die Bibliothek liegt«, die beiden Männer traten ans Fenster, »in dem schräg gegenüberliegenden Gebäude. Dort fragen Sie einfach nach ihm. Jory ist da. Er arbeitet immer bis siebzehn Uhr.«

»Danke, Higgins. Sie haben mir sehr geholfen.« John reichte dem Mann die Hand.

Higgins grinste säuerlich. »Und vergessen Sie, was ich Ihnen gezeigt habe.«

»Keine Sorge.«

John verließ das Verwaltungsgebäude wieder und ging über einen mit Platten belegten Weg, der eine Rasenfläche teilte, auf das betreffende Gebäude zu.

Eine Steintreppe führte zu der gläsernen Eingangstür. Sie war ziemlich neu und paßte überhaupt nicht zu dem alten, ehrwürdigen Bau. Auf einer Tafel konnte John erkennen, wo Jory arbeitete. Über

eine gebohnerte Treppe stieg John in den ersten Stock, ging ein paar Meter einen Gang entlang und hielt direkt auf eine Tür zu, auf der das Schild ›Bitte Ruhe‹ angebracht war.

John hob die Schultern und trat ein, ohne anzuklopfen.

Stille umfing ihn. Das Geräusch, das entstand, als John die Tür zudrückte, kam ihm überlaut vor.

Der Geisterjäger war umgeben von hohen Regalen. Dazwischen Gänge und Lesetische, an denen einige Studenten saßen und Bücher durchschmökerten. Ein junger Mann lief John in die Quere. Er fuhr eine Leiter auf Gummirädern vor sich her.

Anscheinend brauchte er ein Buch aus der oberen Etage der Regale.

John tippte dem Knaben auf die Schulter.

»Sir?« fragte dieser und blickte den Oberinspektor über den Rand seiner Nickelbrille fragend an.

»Ich möchte Mr. Jory sprechen.« John dämpfte unwillkürlich seine Stimme.

Der Student nickte verstehend und erklärte John dann ein wenig umständlich den Weg zu Jorys Büro.

Der Oberinspektor bedankte sich und tigerte los. Er verlief sich zweimal, schreckte hinter einem Regal ein Liebespärchen auf, ging grinsend weiter und stand schließlich vor Jorys Bürotür.

Er klopfte.

Das »Herein« war mehr ein Hauch.

Energisch öffnete John die Tür, und im selben Augenblick spritzte Jory hinter seinem Schreibtisch hoch.

»Sie wünschen, Sir?« fragte er.

John musterte den Mann innerhalb von Sekunden. Jory war ein Mann in mittleren Jahren, hatte schwarzes Haar, ein scharfgeschnittenes Gesicht mit hochstehenden Wangenknochen und dunkle Augen, in denen ein Feuer zu glühen schien. Jorys Hände lagen auf der Schreibtischplatte, und dem Geisterjäger stach sofort der grünlich schimmernde Ring ins Auge, der für Jorys schmale, feingliedrige Finger viel zu groß war.

Das Büro war ein kleines Abziehbild der Bibliothek. Auch hier Regale und Bücher. John wunderte es, daß der Platz für das Fenster noch freigelassen worden war.

John Sinclair schloß die Tür und setzte ein verbindliches Lächeln auf. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard und hätte Sie gern einmal gesprochen, Sir.«

Bei Nennung des Namens Scotland Yard hatte sich Jorys Haltung sekundenlang versteift. Das hatte jedoch nichts zu sagen. Jeder reagiert etwas komisch, wenn er einem Polizisten gegenübersteht.

Jory deutete auf einen braun lackierten Holzstuhl. »Aber natürlich, Oberinspektor. Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

»Danke sehr.« John setzte sich und blickte sich um. »Sie haben hier eine richtige Oase«, sagte er. »Also ich würde mich zwischen den Büchern nicht wohl fühlen.«

»Das ist Ansichtssache, Oberinspektor«, erwiderte Victor Jory.

»Da haben Sie wohl recht, Sir. Aber nun zum Grund meines Besuches. Es geht um fünf tote Mädchen, die Sie gekannt haben, Mr. Jory. Und zwar haben diese armen Geschöpfe hier an der Universität studiert.«

»Moment, Oberinspektor, ich kann Ihnen nicht so recht folgen. Hier studieren viele Mädchen, und da Sie von der Polizei sind, darf ich doch wohl annehmen, daß es beim Tod dieser Frauen nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Teils – teils. Ich will offen zu Ihnen sein, Mr. Jory. Die Mädchen starben an Herzschlag.«

»An Herzschlag?« Jory zog die dunklen Augenbrauen zusammen. »Aber was haben Sie dann damit zu tun?«

»Das ist eben der springende Punkt. Die Mädchen waren jung, keine älter als fünfundzwanzig. In diesem Alter stirbt man nicht so ohne weiteres an Herzschlag.«

»Sie meinen, hier hätte jemand nachgeholfen«, folgerte Victor Jory.

»Genau.«

»Und weshalb kommen Sie da zu mir?«

»Sie haben die Mädchen gekannt. Das ist festgestellt worden.«

»So.« Jory senkte den Kopf und spielte an seinem Ring herum. »In welcher Hinsicht soll ich denn…?«

»Augenblick.« John unterbrach den Mann. »Ich habe hier die Namen der Toten.«

Der Oberinspektor zählte die Namen auf. »Nun?« fragte er. »Erinnern Sie sich jetzt?«

»Ja, ich gebe zu, ich kenne die Namen. Mein Gott, ich komme mit vielen jungen Mädchen zusammen. Täglich, ja, stündlich. Sie haben ja selbst gesehen, ich bin stellvertretender Leiter der Universitätsbibliothek. Zu mir kommen Hunderte von Studentinnen und leihen sich Bücher aus. Aber das hat doch nichts zu sagen.«

»Natürlich nicht, Sir«, sagte John. »Es bezieht sich ja nicht auf Ihre beruflichen Zusammenkünfte, denn ich habe Informationen, daß Sie auch versucht haben, sich privat mit den Mädchen zu treffen.«

Wie eine Rakete schoß Jory von seinem Stuhl hoch. »Wer hat Ihnen dieses Lügenmärchen aufgetischt?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Auch ich habe so etwas wie ein Dienstgeheimnis. Und ob es Lügenmärchen sind, möchte ich ja gern herausfinden.«

»Ja, zum Teufel, es sind Lügenmärchen. Irgendjemand will mir etwas anhängen, und Sie glauben dieser betreffenden Person natürlich.«

»Was ich glaube, spielt hier keine Rolle, Mr. Jory. Sie streiten also ab, daß Sie diese Mädchen näher gekannt haben?«

»Ja, das streite ich ganz entschieden ab.«

John hob die Schultern. »Dann tut es mir leid. Übrigens, Sie waren in Urlaub, hörte ich?«

Jory hatte sich wieder hingesetzt. »Ich wüßte nicht, was Sie das angeht.«

»Es war eine Frage. Ich meine, Sie brauchen Sie mir nicht zu beantworten.«

»Ja, ich war in Urlaub.« Jory betonte jedes einzelne Wort. »Das darf ich doch noch – oder?«

»Wo sind Sie denn hingefahren?«

»Ich war auf dem Kontinent.«

»Auch in Deutschland?«

»Ja.«

»Fahren Sie zufällig einen blauen BMW?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Es war so eine Vermutung.« Das stimmte nicht, denn John wußte aus den Unterlagen von Interpol, daß eine gewisse Karin Klinger, die Freundin der ermordeten Marion Baumann, von einem BMW gesprochen hatte, dessen Fahrer Marion mitgenommen hatte. Genaueres war noch nicht bekannt. Die deutschen Behörden ermittelten noch.

Jory blickte John Sinclair an. »Damit Sie beruhigt sind, Oberinspektor, ich fahre keinen BMW, sondern einen beigen Austin. Reicht Ihnen das?«

»Ja, Mr. Jory. Das wäre eigentlich alles, was ich von Ihnen wissen wollte.« John deutete auf den Ring. »Haben Sie dieses Prachtstück aus Haiti mitgebracht?«

Victor Jory räusperte sich. »Sie sind sehr gut informiert, Oberinspektor.«

»Das ist so meine Art, bevor ich mit jemandem rede.« John Sinclair erhob sich. »Das wäre für heute alles, Mr. Jory. Ich bin sicher, daß wir uns nicht das letzte Mal gesehen haben. Sie müssen mir unbedingt noch von Ihrer Reise nach Haiti erzählen. Auf Wiedersehen.«

John deutete eine leichte Verbeugung an und schloß sorgfältig die Tür hinter sich.

Er hinterließ einen verdutzten, aber auch nachdenklichen Victor Jory.

***

Jory benötigte zehn Minuten, um sich von dem Schock des plötzlichen Besuches zu erholen. Steif wie ein Brett saß er auf seinem Stuhl und trommelte mit den Fingerkuppen auf der Schreibtischplatte

herum. Jeden Besuch wies er mit schroffen Worten ab.
Victor Jory wollte allein sein. Er mußte nachdenken.
In einer Hinsicht war der Besuch des Schnüfflers von Vorteil gewesen. Victor Jory war jetzt wenigstens gewarnt. Man war ihm also auf den Fersen. Und er schätzte Sinclair als einen Mann ein, der nicht so leicht aufgab.
Aber eine erkannte Gefahr ist nur noch eine halbe Gefahr. Und deshalb mußte John Sinclair verschwinden. Das so schnell wie möglich. Jory wollte ihn nicht selbst umbringen – nein, dazu war er nicht der Typ, aber er kannte einige Leute, die dies ohne weiteres übernehmen würden. Schließlich hatte Jory einige gute Beziehungen. Sinclair stellte schon kein Problem mehr dar.
Blieb Punkt zwei.
Er hatte vorgehabt, seine teuflischen Trümpfe erst später auszuspielen, doch durch den Besuch dieses Oberinspektors mußte er umdenken. Und dafür mußten auch seine Auftraggeber Verständnis haben.
Victor Jory sah auf seine Uhr. Er beschloß, jetzt schon Feierabend zu machen. Schließlich ging die andere Angelegenheit vor.
Jory sagte seiner Vertretung Bescheid – einer älteren Frau, die die Bibliothek überwachte –, nahm seinen leichten Staubmantel und verließ das Gebäude.
Er stieg in seinen Austin und fuhr einige Straßen weiter bis zur nächsten Telefonzelle.
Von dort rief er eine bestimmte Nummer an. Sie stand in keinem Telefonbuch und gehörte zu einer ausländischen Botschaft.
Dort schaltete man schnell, gab Jory für sein Vorhaben freie Bahn, und schon zwei Stunden später waren die Killer für John Sinclair unterwegs…

***

Victor Jory hatte noch eingekauft und war dann wieder zu seiner Wohnung gefahren. Er führte ein nach außen hin normales bürgerliches Leben, und niemand ahnte, daß sich hinter dieser Maske die Fratze eines Satans verbarg.
Jory war der nette Herr von nebenan, der nie auffiel und von Hausbesitzern als idealer Mieter angesehen wurde.
Mit der Einkaufstüte im Arm ging er langsam die Stufen zur ersten Etage hoch.
Auf dem Treppenabsatz begegnete ihm eine Hausbewohnerin.
Sie wohnte ein Stockwerk über Jory, war Witwe, hatte die Vierzig knapp überschritten und machte dem Bibliothekar schöne Augen.
»Guten Tag, Mr. Jory«, flötete die Dame, als Victor grüßend nickte. »Haben wir heute nicht wieder einen wunderschönen Frühlingstag?«

»In der Tat, Madam«, erwiderte Jory und lächelte die vollbusige Blondine an. Die Haarfarbe war nicht echt. Dunkle Streifen schimmerten bereits in der blonden Pracht. »Aber jetzt lassen Sie mich bitte durch, ich habe noch zu arbeiten.«

Die Blonde nickte verständnisvoll. »Ja, das verstehe ich. Mein seliger Mann hatte auch immer…«

Jory hörte gar nicht mehr hin. Er war weitergegangen, öffnete seine Wohnungstür und verschloß sie sorgfältig hinter sich.

Er stellte die Einkaufstüte in die Küche und füllte den Kühlschrank wieder auf. Dann widmete er sich seiner eigentlichen Arbeit.

Heute schon sollte sein erster Trumpf stechen. Das hieß, daß er versuchen wollte, mit Hilfe des Voodoo-Zaubers eine Tote wieder zum Leben zu erwecken. Ob ihm das gelang, war fraglich.

Noch nie hatte er ein solches Experiment durchgeführt. Die Theorie kannte er, wußte von den gefährlichen Beschwörungsformeln, aber die Praxis…

Victor Jory kannte zwei Arten von Totenbeschwörung. Er konnte selbst zum Grab der Toten fahren und dort die Zeremonie vornehmen, er konnte es aber auch von seiner Wohnung aus bewerkstelligen, und das schien ihm der ungefährlichste Weg zu sein.

Victor Jory verschwand in seinem Zimmer, in dem er die Puppen aufbewahrte, und schloß sich ein. Er zündete drei Kerzen an und stellte sie so neben den Teppich, daß sie ein gleichschenkliges Dreieck bildeten.

Die Flammen brannten ruhig und ohne zu flackern, tauchten den Raum in ein geisterhaftes, unwirkliches Licht und zeichneten schimmernde Kreise an die Decke.

Jory öffnete den Schrank. Er nahm eine Schale heraus, die mit Hühnerblut gefüllt war, und stellte sie auf den Teppich mit den magischen Formen des Pentagramms. Dann holte er die Schale mit der geweihten Dämonenerde und platzierte sie neben der Schale mit dem Hühnerblut.

Der erste Teil seiner Vorbereitungen war nun abgeschlossen.

Victor Jory betrachtete sein Werk, war zufrieden und begann, seine Kleidung abzustreifen. Als er nur noch einen knappen Lendenschurz trug, rieb er seinen Körper mit der magischen Dämonenerde ein, so daß er von einem dunklen Film überzogen wurde. Die Erde war feucht und blieb an der Haut kleben.

Nun kam das Wichtigste.

Die Puppe!

Victor Jory sah sich die kleinen Figuren genau an und griff nach der, die das Aussehen einer gewissen Nelly Parker hatte. Das Mädchen war vor einigen Tagen in einem Lokal urplötzlich zusammengebrochen. Herzschlag, hatte die Diagnose gelautet.

Victor Jory lachte leise, er wußte es besser.

Wie ein kostbares Schmuckstück hielt er die Puppe zwischen seinen Fingern. Sie stellte das Verbindungsglied zwischen ihm und der Toten dar, die unter der Erde in ihrem Sarg lag und durch einen unseligen Zauber geweckt werden sollte.

Victor Jory war überzeugt, daß ihn diese uralte Magie nicht im Stich lassen würde. Und wenn er es geschafft hatte, wenn er den Plan seiner Auftraggeber zur Zufriedenheit ausgeführt hatte, dann würde er aus England weggehen und sein teuflisches Werk auf dem Kontinent fortsetzen. Die Weichen dazu waren bereits gestellt.

Draußen neigte sich ein Frühlingsnachmittag dem Ende entgegen, doch für Victor Jory existierte keine Zeit mehr. Er war ganz in seine Aufgabe vertieft.

Jory hatte sich auf den magischen Teppich gesetzt und eine lange Feder in das Hühnerblut getaucht. Er nahm die Puppe in die linke Hand und malte mit dem Federkiel seltsame Zeichen und Symbole auf den kleinen Körper. Noch immer steckte die Nadel in der Brust, und sie würde auch so lange darin bleiben, bis das Ende der Beschwörung erreicht war.

Victor Jory hockte im Schneidersitz. Sein Kopf war nach vorn gesunken, fast berührte das Kinn die Brust. Die Kuppen seiner Finger strichen über die Puppe, während die Lippen Beschwörungsformeln murmelten.

Die Zeit verstrich. Victor Jory schien seine Umwelt völlig vergessen zu haben.

Draußen lastete bereits die Dunkelheit, und ein zunehmender Mond sandte sein geisterhaft fahles Licht über die Millionenstadt London.

Die Kerzen waren heruntergebrannt, hatten nur noch die Hälfte ihrer Größe.

Und noch immer murmelte Jory die Formeln. Er mußte Kontakt aufnehmen mit den Mächten des Bösen, mußte ihre Kraft erflehen, um seine Aufgabe lösen zu können.

Mitternacht näherte sich.

Die Stunde der Geister. Tageswende, Zeit der Dämonen und Untoten. In dieser kurzen Zeitspanne, ehe der neue Tag begann, lag die Lösung zahlreicher geheimnisvoller Zauber. Denn dann wurde das Tor zum Jenseits einen Spalt breit geöffnet.

Gefährliche Kräfte wurden freigesetzt, die von Eingeweihten ausgenutzt werden konnten.

Nur noch Sekunden bis zur Tageswende.

Victor Jory war in Schweiß gebadet. Er spürte den Zeitpunkt nahen, obwohl er auf keine Uhr schaute. Eine ungeheure Erregung hatte ihn gepackt.

Fest umklammerten seine Finger die Puppe. Wenn ihm jetzt ein

Fehler unterlief…

Und plötzlich geriet die Luft im Zimmer in Bewegung. Die Kerzenflammen begannen zu flackern. Schatten tanzten über Wände und Vorhänge.

Victor Jory fühlte einen kalten Hauch über seinen Rücken streifen.

Jetzt! Jetzt war es soweit.

Jory riß die Nadel aus der Brust der Puppe!

Wie ein Stromstoß zuckte es durch seinen Körper. Ein Blutstropfen rann am Körper der Puppe herab. Sie bewegte ihr Gesicht, die kleinen Finger öffneten und schlossen sich.

Jory starrte gebannt auf die Puppe. Sein Herz hämmerte, und dann erfaßte ihn ein Schwindel, der ihn in eine unauslotbare Tiefe zog.

Victor Jory verlor das Bewußtsein.

***

Nach zwanzig Uhr war auf dem Gelände der Hund begraben.

Man traf nicht mal mehr Liebespaare in den Grünanlagen, dafür gab es ja schließlich die Studentenwohnheime. Wenn nicht vereinzelt einige Lampen und Peitschenleuchten gebrannt hätten, wäre der Vergleich mit einer Mondlandschaft ziemlich treffend gewesen.

Auf dem kleinen Friedhof, der ebenfalls zur Universität gehörte, brannte keine Lampe. Er lag ruhig und friedlich im Licht des Mondes. Der silbrige Schein strich über Grabmäler, beleuchtete einfache Holzkreuze und ließ die Zweige der Trauerweiden wie dünne, dem Boden zufallende Finger aussehen.

Es war still. Nicht mal ein Käuzchen stieß seinen klagenden Ruf aus.

Sorgfältig geharkte Kieswege verrieten die Hand eines Gärtners. Er schnitt auch die mannshohen Buschhecken und kümmerte sich um das Unkraut, das zwischen den einzelnen Gräbern wucherte.

Der Friedhof war in eine Ost- und eine Westhälfte eingeteilt.

Die Schnittlinie bildete ein breiter Mittelweg, der mit Blumenrabatten verschönert worden war.

Auf der Westseite des Gottesackers befanden sich die älteren Gräber. Sie grenzten direkt an die Steinmauer einer Kirche. Der Ostteil des Friedhofs war noch längst nicht belegt, hier wölbten sich die Hügel der frischen Gräber, und zahlreiche schmale Lehmwege waren nur durch Holzplanken passierbar.

Auch Nelly Parkers Grab lag hier. Es war das letzte in einer langen Reihe. Kränze und Blumen bildeten einen natürlichen Hügel.

Die Blumen waren schon verwelkt, sie rochen nach Verfall und Moder.

Der Totengräber wollte das Grab erst am nächsten Tag einebnen, doch dazu sollte es nicht kommen…

Genau um Mitternacht geschah im Innern des Grabes etwas so

Unvorstellbares und Schreckliches, daß einem Beobachter die Haare zu Berge gestanden hätten.

Die Erde begann sich plötzlich zu bewegen. Ein grausames Stöhnen drang aus den Tiefen des Grabes. Kränze und Blumen rutschten von dem Hügel und blieben auf dem schmalen Weg liegen, als wären sie vom Wind weggewischt worden. Die schwere Erde wurde zur Seite gedrückt, fiel in sich zusammen.

Lehmbrocken rollten zur Seite, und das Ächzen der Toten wurde von Sekunde zu Sekunde lauter.

Böse magische Kräfte griffen in das Spiel ein, erweckten das, was tot gewesen war, zu einem Schattenleben.

Dann beruhigte sich die Erde wieder, doch es war nur die Ruhe vor dem Sturm.

Plötzlich gab es einen Ruck, und dann tauchte eine Hand mit zu Krallen gekrümmten Fingern aus dem feuchten Lehm.

Der Zauber hatte gewirkt. Nelly Parker stand von den Toten auf!

Ein Arm wurde sichtbar, vom geisterhaften Mondlicht angeleuchtet. Dann ein Stück der Schulter – und der Kopf!

Nelly Parkers tote Augen starrten in die Runde.

Tief lagen sie in den Höhlen, wirkten leblos wie Glasmurmeln.

Die langen Haare hingen in Nellys Gesicht, waren dreckverklebt, genau wie das ehemals weiße Leichenhemd, das eng an ihrem Körper lag.

Die gekrümmten Finger mit den langen Nägeln bohrten sich in die Erde. Nelly Parker stemmte sich hoch, entstieg endgültig der kalten, grauenvollen Tiefe.

Dann stand die Untote vor ihrem Grab.

Es war ein Bild des Schreckens. Sie stand dort wie ein Denkmal, der Wind bewegte ihre schmutzigen Haare. Kein Atem drang aus ihrem Mund, und der Körper strömte die Kälte des Todes aus.

Über dem Friedhof leuchtete der Mond, Kraftbrunnen für alle Schattenwesen.

Nelly Parker hob den Kopf. Ihre Augen blickten die fahle Scheibe an, und wenig später setzte sich die lebende Leiche Schritt für Schritt in Bewegung.

Tapp – tapp – tapp.

Hohl wurden ihre Schritte von den Holzplanken zurückgeworfen. Splitter drangen in die nackten Füße, doch Nelly Parker verspürte keinen Schmerz.

Unbeirrt ging sie ihrem Ziel entgegen.

Sie erreichte den Mittelweg. Unter den Füßen knirschte der feine Kies. Der Weg führte zum Tor, und da es verschlossen war, mußte Nelly Parker über den Zaun klettern. Sie tat dies mit abgehackten, aber gekonnten Bewegungen. Schon bald stand sie auf der schmalen

Zufahrtsstraße, die zum Friedhof führte.

Bis jetzt war ihr kein Mensch begegnet, doch das konnte sich schnell ändern. Es gab auf dem Gelände der Universität immer wieder Studenten, die später nach Hause kamen.

Ein Plan bildete sich im Gehirn der Untoten. Obwohl mit dem Tod seine Funktionen erloschen waren, hatte der gefährliche Voodoo-Zauber doch bewirkt, daß es in eine bestimmte Richtung denken konnte.

Die Untote tastete mit ihren Augen die Umgebung ab, als suche sie etwas Bestimmtes.

Schließlich ging Nelly Parker weiter, näherte sich unaufhaltsam den großen Parkplätzen. Ihre Füße klatschten auf den Asphalt. Die Untote war aber so geschickt, daß sie sich immer in Deckung irgendwelcher Buschgruppen hielt, um nicht schon zu früh entdeckt zu werden.

Einmal hörte sie Stimmen.

Sofort blieb Nelly Parker stehen.

Ein Mädchen lachte perlend, und ein Mann antwortete ebenfalls lachend.

Dann verstummten die Stimmen. Das Pärchen hatte sich in eine andere Richtung entfernt.

Nelly ging weiter. Schon sah sie die Konturen der abgestellten Wagen. Das Mondlicht spiegelte sich auf dem glänzenden Lack.

Neben einem deutschen Wagen, einem Mercedes, blieb Nelly Parker wartend stehen. Sie hatte Zeit. Irgendwann würde schon jemand kommen.

Es war eine wunderbare Frühlingsnacht. Der Wind trieb den Geruch von Ginster und Kirschbaumblüten über den Parkplatz und verdrängte den Totengeruch der lebenden Leiche.

Eine Viertelstunde verging. Und dann tauchten plötzlich die Scheinwerfer eines Wagens auf.

Die Haltung der Untoten spannte sich. Sollte sie jetzt schon solch ein Glück haben?

Das Fahrzeug fuhr in eine Kurve und rauschte dann mit singenden Reifen in die Einfahrt zum Parkplatz.

Nelly Parker ging los.

Der Wagen hatte gestoppt und wurde rückwärts in eine Lücke gesetzt.

Nelly Parker näherte sich dem Fahrzeug von der Seite, blieb geschickt im toten Winkel Der Fahrer löschte die Scheinwerfer, stieg ahnungslos aus, bückte sich noch einmal und holte seinen Mantel aus dem Wagen.

In dieser Haltung traf ihn der Schlag. Die Untote hatte die Hand zur Faust geballt und sie dem jungen Studenten in den Rücken gehämmert.

Ächzend brach der Mann zusammen, fiel mit dem Oberkörper auf den Fahrersitz, während die Beine aus dem Wagen heraus hingen.
Nelly Parker packte die Füße, zog den Mann aus dem Wagen.
Er fiel mit dem Kopf auf den Asphalt, wurde für Sekunden bewußtlos.
Die Zeit reichte der Untoten. Geschickt schwang sie sich hinter das Lenkrad, startete und fuhr los.
Ihr Ziel kannte sie. Es war die William Road, in der ein Mann namens Victor Jory wohnte…

***

Victor Jory wußte nicht, wie lange er bewußtlos gewesen war.
Jedenfalls umfing ihn völlige Dunkelheit, als er aufwachte.
Er hatte ein seltsam taubes Gefühl im Kopf, und seine Zunge klebte dick und pelzig am Gaumen.
Mühsam ordnete Jory seine Gedanken, dann wußte er wieder, was geschehen war. Er stand auf, wankte zur Tür und torkelte aus dem Raum. Seine Hand tippte gegen den Lichtschalter.
Die Helligkeit schmerzte in seinen Augen.
Victor Jory preßte die Hände gegen das Gesicht, riß die Tür zum Bad auf und hielt seinen Kopf unter einen eiskalten Wasserstrahl.
Dann stützte er sich am Waschbecken hoch, öffnete die Augen, blickte in den Spiegel – und erschrak.
Sein Gesicht glich einer furchterregenden Fratze.
Durch das Wasser war die Dämonenerde verlaufen und zum Teil abgespült worden. Nur unter den Augen und in den Mundwinkeln hielten sich noch Krusten.
Sein Oberkörper war nach wie vor mit der braunen Erde bedeckt.
Jory stellte sich unter die Dusche und spülte auch diesen Schlamm ab. Dann zog er sich an, setzte sich an den Küchentisch und starrte auf die Platte.
Seine Gedanken wirbelten. Er wußte, daß er die Hölle beschworen hatte, und wußte auch, daß es ihm gelungen war.
Doch jetzt fürchtete er sich plötzlich vor den Folgen. Welche Kräfte hatte er damit freigesetzt? Würde es ihm überhaupt noch gelingen, sie unter Kontrolle zu halten?
Schwer atmete Jory aus. Mit zitternden Knien verließ er die Küche und blieb vor der Tür seines ›Arbeitszimmers‹ stehen.
Fast hatte er Angst, es zu betreten.
Was würde ihn dort erwarten? Was war geschehen, während er bewußtlos gewesen war?
Jory gab sich einen Ruck und stieß die Tür auf. Er ließ sie ganz aufschwingen. Von der Diele her fiel genügend Licht in den Raum.
Jory sah den Teppich, die heruntergebrannten Kerzen, die Schale mit

Hühnerblut, die Dämonenerde – und die Puppe.
Sie lag auf dem Rücken, die Nadel daneben.
Zögernd betrat Jory das Zimmer, bückte sich und hob die kleine Puppe auf.
Prüfend hielt er sie vor sein Gesicht. Das Hühnerblut war eingetrocknet. Die Puppe hatte eine braunrote Farbe angenommen.
Dann saugten sich Jorys Augen an dem Gesicht fest.
Es hatte sich verändert.
Die Züge waren glatt und nichtssagend geworden. Kein Anzeichen deutete auf Nelly Parker hin.
Victor Jory starrte die Puppe an wie einen Geist. Mit marionettenhaften Bewegungen ging er zum Schrank und stellte die Puppe weg. Die Nadel ließ er ebenfalls verschwinden.
Fröstelnd zog er die Schultern hoch. Der Raum strömte eine Kälte aus, die ihm unbekannt war. Jory ahnte, daß es die Kälte des Todes war…
Es war still in der Wohnung, und auch von draußen war kein Laut zu hören. Jetzt – in den Stunden nach Mitternacht – schlief die Riesenstadt London, holte Atem vor einem neuen, ereignisreichen Tag.
Victor Jory zündete sich eine Zigarette an. Er sah, daß seine Finger zitterten. Tief sog er den Rauch in die Lungen, und je mehr Zeit verging, um so besser verkraftete er den Schock. Es hatte ja schließlich alles geklappt. Besser, als er angenommen hatte.
Das Brummen eines Automotors drang an seine Ohren. Dann quietschten Bremsen.
Victor Jory wurde hellhörig. Der Wagen hatte direkt vor seinem Haus gehalten.
Jory drückte die Zigarette aus und hastete zum Fenster.
Spaltbreit schob er den Vorhang weg.
Vor seiner Haustür parkte der Wagen. Eine Tür wurde zugeworfen. Jory hatte nicht sehen können, wer ausgestiegen war, der Winkel war zu ungünstig.
Eine innere Unruhe hatte ihn gepackt. Wer war dort unten aus dem Fahrzeug gestiegen, und wem galt dieser Besuch?
Das Schrillen der Klingel drang beinahe schmerzhaft in sein Bewußtsein.
Victor Jory zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb.
Seine Hände verkrampften sich.
Langsam ging er zur Tür.
Wieder klingelte es. Diesmal länger, fordernder.
Jory beeilte sich. Er wollte nicht, daß die Mieter des Hauses geweckt wurden. Hoffentlich war unten die Tür nicht abgeschlossen.
Jory drückte auf den Türknopf und öffnete gleichzeitig die Wohnungstür.

Unten wurde die Haustür geöffnet, fiel wieder ins Schloß.
Schritte näherten sich der Treppe.
Victor Jory hielt den Atem an. Nervös grub er seine Zähne in die Unterlippe.
Stufe für Stufe kam der Besucher höher, hatte jetzt den ersten Absatz erreicht.
Jory stand breitbeinig auf seiner Fußmatte, hatte die Hände zu Fäusten geballt und starrte seinem nächtlichen Gast entgegen.
Und dann sah er sie!
Jorys Gesicht verzerrte sich. Nur mühsam unterdrückte er einen Schrei. Die Person, die dort steif die Stufen heraufstieg, war niemand anderes als Nelly Parker!
Wie ein Roboter ging sie auf Jory zu, blieb einen Schritt vor ihm stehen. Victor Jory spürte den Hauch von Tod und Verwesung, der ihm entgegenströmte.
Die Untote öffnete den Mund. Mit dumpfer Stimme sagte sie:
»Du hast mich gerufen. Jetzt bin ich da, Meister!«

***

Es schellte.
John Sinclair unterdrückte einen Fluch, schaltete den Elektroherd aus und nahm die Pfanne von der Platte. Er hatte keine Lust, verbrannte Spiegeleier zu essen.
Es war schon nach zwanzig Uhr. John rechnete eigentlich nicht mehr mit Besuch. Er war noch lange im Büro gewesen und hatte versucht, Auskünfte über den Bibliothekar zu erhalten. Ohne Erfolg. Victor Jory war in keiner Kartei vermerkt. Da mußte selbst der Computer passen.
Aber diese Arbeit hatte eben aufgehalten. John war ziemlich sauer nach Hause gefahren, wollte eine Kleinigkeit essen, danach etwas lesen und sich ins Bett legen.
Und jetzt dieser unangemeldete Besuch.
John schleuderte seine Schürze in die Ecke und hatte kaum die kleine Diele betreten, da schellte es abermals.
»Ja doch, zum Teufel«, knurrte der Oberinspektor.
Er blieb trotz der Eile vorsichtig, zog die Klappe vom Türspion zur Seite und peilte durch die Optik.
Vor der Tür stand ein Telegrammbote. John sah es an der grauen Uniform.
Der Oberinspektor öffnete.
John Sinclair sah den Faustschlag gar nicht kommen. Etwas explodierte in seiner Magengrube und schleuderte ihn zurück in die Diele. Instinktiv krümmte John den Körper, rollte sich nach hinten ab.
Wie ein Fisch auf dem Trockenen schnappte er nach Luft.
Wuchtige Schritte stampften auf ihn zu. Und dann zielte eine

Schuhspitze nach seinem Kopf.
John Sinclair nahm im letzten Augenblick den Schädel zur Seite, wurde aber an der Schulter getroffen und prallte mit dem Hinterkopf gegen die Wand.
Das war für Sekunden der Blackout.
Wie aus weiter Ferne hörte John, daß die Flurtür ins Schloß geknallt wurde, dann vernahm er hastige Schritte und wurde hochgerissen.
Jetzt machen sie dich fertig, dachte er.
Die Welt um ihn herum schwankte. John sah alles wie durch Watte und hörte sich selbst ächzen.
Er wurde mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt und von kräftigen Fäusten gehalten.
John Sinclair versuchte einzuatmen. Sogar die Rippen schmerzten bei dem Atemzug. Aber langsam wich der Nebel vor seinen Augen, und die Gesichter der beiden Männer kristallisierten sich heraus.
Es waren fremdländische Gesichter. Die Männer hatten einen braunen Teint. So sahen die Leute aus Westindien aus. Als John sich vorhin wie ein blutiger Anfänger hatte überrumpeln lassen, war ihm dies gar nicht aufgefallen.
Unter der Schirmmütze des ›Telegrammboten‹ quoll schwarzes, lockiges Haar hervor. Der andere Typ trug einen hellblauen Anzug, hatte eine breite, plattgeschlagene Nase und eine behaarte Brust. Sein Hemd war drei Knöpfe weit geöffnet.
Die Männer hatten noch kein Wort gesprochen. John konnte sich nicht denken, was sie von ihm wollten. Dämonen in Menschengestalt waren sie nicht, denn dann hätten sie die versteckt angebrachten Dämonenbanner am Betreten der Wohnung gehindert.
Aber auch John Sinclair brachte keinen Ton hervor. Noch immer wüteten in seinem Leib die Schmerzen.
Die beiden Eindringlinge rissen ihn von der Wand weg, zogen ihn durch die offenstehende Tür in den Livingroom und warfen ihn in einen Sessel.
Fast wäre das Möbelstück umgekippt, soviel Wucht hatten die Männer hinter den Stoß gelegt.
Drei Schritte vor John Sinclair blieben sie stehen. Gleichzeitig zogen sie ihre Revolver. Lange Schalldämpfer steckten auf den Läufen.
Johns Magen zog sich zusammen. Unvermittelt brach dem Oberinspektor der Schweiß aus.
Der Geisterjäger brauchte nur in die Gesichter der Kerle zu sehen, um zu wissen, daß man ihn töten wollte.
Jetzt und hier!
John Sinclair war wirklich kein ängstlicher Mann, das hatte er mehr als einmal bewiesen. Aber jetzt, in dieser Sekunde, als er in die Mündungen der Waffen starrte, begann sein Herz plötzlich rasend zu

hämmern.

In einer mutlos wirkenden Geste hob er den Arm. Er bemühte sich, ein paar Worte herauszupressen.

»Was – was habt ihr mit mir vor? Weshalb wollt ihr mich umbringen? Wer hat euch den Auftrag gegeben?«

Der ›Telegrammbote‹ beantwortete seine Frage nicht. »Kein Kommentar, Bulle. Dein Tod ist beschlossene Sache. Wir werden bezahlt und damit fertig.« Er fletschte die Zähne wie ein Wolf und wechselte noch einen Blick mit seinem Partner.

In Johns Hirn überschlugen sich die Gedanken. Er wollte sich einfach auf die beiden stürzen, egal, ob die Revolver nun auf ihn gerichtet waren oder nicht. Nur nicht abknallen lassen wie ein Hase.

Die beiden Killer hoben die Mündungen der Waffen um eine Winzigkeit an.

»Das war's wohl, Bulle«, sagte der ›Telegrammbote‹…

***

Im selben Moment läutete das Telefon.

Nervenzerfetzend klang das Schrillen durch die lastende Stille.

Die beiden Mietkiller zuckten zusammen, wurden unruhig.

Gnadenfrist für John Sinclair…

»Wer kann das sein?« herrschte der Typ im blauen Anzug John Sinclair an.

Der Oberinspektor hob die Schultern. Ein tiefer Atemzug entrang sich seiner Brust. »Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich mein Chef«, sagte er aufs Geratewohl.

»Weiß er, daß du zu Hause bist?«

»Ja.«

»Verdammt, geh dran! Das Klingeln macht mich nervös. Und kein falsches Wort, Bulle!«

»Sollen wir ihn nicht einfach abknallen?« flüsterte der ›Telegrammbote‹.

John hörte die Worte, und seine Rückenhaut spannte sich. Er vernahm aber auch die Antwort.

»Nein, du Trottel. Wenn es wirklich sein Chef ist, weiß er doch sofort, daß etwas nicht stimmt.«

Nach dem sechsten Läuten hob John den Hörer ab. »Sinclair«, meldete er sich.

Es war tatsächlich Superintendent Powell. »Na endlich«, tönte sein lautes Organ aus dem Hörer. »Schlafen Sie schon, Oberinspektor?«

»Nein, das nicht – aber…« John stockte, weil der ›Telegrammbote‹ dicht an ihn herangetreten war und ihm den Schalldämpfer in den Rücken bohrte.

»Was heißt das?« bellte Powell.

»Ich habe mir gerade mein Abendessen zubereitet«, erwiderte John Sinclair.

»Dann lassen Sie das ruhig kalt werden und begeben Sie sich zum Flugplatz. Dieser BKA-Kommissar aus Deutschland trifft in fünfundvierzig Minuten am Flughafen Heathrow ein. Fahren Sie hin und holen Sie ihn ab. Im Hall-Ermins-Hotel ist bereits ein Zimmer für ihn reserviert worden. Und kümmern Sie sich etwas um den Mann.«

»Ist gut, Sir«, bestätigte John.

Powell legte noch nicht auf. »Ist irgend etwas, Sinclair?«

»Nein. Warum?«

»Nun – Ihre Stimme klingt komisch. Belegt, will ich mal sagen.«

John wollte gerade eine passende Antwort geben, da verstärkte sich der Druck des Schalldämpfers in seinem Rücken.

»Ein Ton nur, und du bist ‘ne Leiche«, hauchte die Stimme des Killers dicht an seinem Ohr.

John Sinclair nickte und antwortete gleichzeitig. »Alles klar, Sir. Ich werde nur nicht gern beim Essen gestört. Außerdem…«

Mitten im Satz kreiselte John herum und schmetterte aus der Drehung heraus dem Killer den Telefonhörer ins Gesicht.

»Plopp« machte es. Hautnah sirrte die Kugel an dem Oberinspektor vorbei und klatschte in die Wand.

Der Mörder war von diesem Angriff völlig überrascht worden.

Er hatte viel zu spät reagiert, aber auch außer acht gelassen, daß man einem Mann wie John Sinclair nie eine Waffe direkt gegen den Körper pressen durfte.

Das weitere Geschehen spielte sich so schnell ab, daß es kaum zu beschreiben ist.

Johns Fäuste krallten sich um den Hals des Killers, gleichzeitig rammte er sein Knie in den Rücken des Mannes, hielt ihn als lebenden Schutzschild vor sich.

Aus dem herabbaumelnden Telefonhörer quäkte Powells auf geregte Stimme. Doch er konnte John nicht helfen. Wenigstens nicht im Augenblick.

John hatte eine empfindliche Stelle des Killers getroffen. Der Mann war zusammengeknickt. Doch Sinclair mußte jetzt hart sein, denn es ging um sein Leben.

Der ›Telegrammbote‹ hatte seine Mütze verloren. John griff mit der linken Hand in den Haarschopf des Mannes, riß den Kopf in den Nacken und wand dem Kerl mit der rechten die Waffe aus den Fingern.

»Plopp.« Killer Nummer zwei hatte geschossen.

Der ›Telegrammbote‹ zuckte unter Johns Griff zusammen. In seiner Brust befand sich plötzlich ein Loch, aus dem ein dünner Blutfaden sickerte und von der Kleidung aufgesaugt wurde.

John Sinclair war über die Brutalität des anderen Schießers entsetzt. Dieser Mann scheute sich nicht, seinen eigenen Kumpan umzulegen.

John stieß den ›Telegrammboten‹ von sich und hechtete über den niedrigen Tisch hinweg.

»Plopp.« Die Kugel zupfte fast an seinem Nackenhaar. John prallte auf die Couch, ließ sich blitzschnell herunterrollen, entging so der nächsten Kugel und wuchtete den Tisch hoch.

Der hielt die nächsten beiden Kugeln auf.

Der Killer fluchte lästerlich. Der Tisch kippte ihm entgegen.

Der Schießer konnte nur mit zwei raschen Schritten ausweichen, geriet dadurch in eine schlechte Schußposition und war somit im Nachteil.

John rollte sich über den Boden, bekam die Waffe des Toten zu fassen und feuerte im Liegen.

Dicht neben Killer Nummer zwei riß das Geschoß das Türholz auf.

Der Mörder wirbelte zur Seite. Er war ungeheuer schnell, übersah aber den umgestürzten Tisch und strauchelte.

John flog fast durch den halben Raum, um den Gangster mit einem Schlag den Rest zu geben.

Doch der Kerl fing Johns Hieb mit der Handkante ab. Dem Oberinspektor wurde die Waffe aus der Hand geprellt. Gleichzeitig mußte er einen Tritt in die Seite hinnehmen.

Und schon war der Mörder wieder auf den Füßen, legte auf John Sinclair an.

Der Geisterjäger säbelte ihm mit einem Tritt das Standbein weg.

Der Mann knallte auf den Teppich.

Er verzog das Gesicht, als sein Hinterkopf in Mitleidenschaft gezogen wurde, riß aber noch in der Bewegung sein rechtes Knie hoch.

John wich aus, bückte sich und hob die Waffe vom Boden auf.

»Jetzt ist Schluß, Freundchen«, sagte er mit keuchender Stimme. »Steh auf!«

Der Killer stemmte sich vom Boden hoch. Langsam, zu langsam für Johns Geschmack.

Und richtig. Aus der Bewegung zuckte sein rechtes Bein vor, zielte nach Johns Schußhand.

Der Geisterjäger drückte ab. Er hatte die Waffe bewußt etwas zur Seite gedreht.

Die Kugel jagte dorthin, wo er sie haben wollte. In die Schulter des Mörders.

Die Wucht des Einschlags trieb den Killer zurück. Er drehte sich wie ein Kreisel, zischte einen gemeinen Fluch in Johns Richtung und bewegte sich auf das Fenster zu.

John sah das Unheil kommen, konnte es aber nicht verhindern.

Er sprang über den umgekippten Tisch, versuchte, den Killer noch

festzuhalten, doch in dieser Sekunde prallte der Mann bereits mit aller Wucht gegen die Scheibe, durchbrach sie und stürzte mit einem irren Schrei auf den Lippen in die Tiefe.

John Sinclair hielt unwillkürlich den Atem an. Er wartete auf den Aufprall des Körpers, und Augenblicke später hörte er dieses makabre Geräusch.

John Sinclair stand einige Herzschläge lang unbeweglich. Er zitterte wie Espenlaub.

Unten auf der Straße bremsten die Wagen, eine Frau schrie spitz und gellend.

Dieser Schrei riß John Sinclair wieder in die Wirklichkeit zurück.

Er jagte aus seiner Wohnung, erreichte einen der Lifts und fuhr nach unten.

Sinclair wohnte in einem Apartmenthaus. Als John im Foyer ankam, war der Portier aus seinem Glaskasten gestürzt und nach draußen gerannt.

Es war bereits dunkel. John wunderte sich, welch eine Menschenmenge sich innerhalb der kurzen Zeit angesammelt hatte. Der Oberinspektor drängte sich durch.

»Er hat eine Pistole!« schrie eine Frau. Erst jetzt wurde dem Geisterjäger bewußt, daß er noch immer den Revolver in der Hand hielt. Automatisch steckte er ihn in den Hosenbund.

»Bitte, lassen Sie mich durch. Polizei!«

Nur widerwillig machten die Menschen Platz.

Dann sah John den Killer. Er lag auf dem Bauch. Überdeutlich wurde er von zwei Autoscheinwerfern der Dunkelheit entrissen.

Polizeisirenen jaulten in der Ferne.

John ging neben dem Mann in die Knie, fühlte nach dem Puls.

Dem Killer konnte keiner mehr helfen. Er war tot.

Langsam stand John auf. Sein Gesicht glich einer steinernen Maske. Er hörte nicht die aufgeregten Stimmen der Neugierigen, sah aber plötzlich Superintendent Powell, der sich mit rudernden Armen durch die Menschenansammlung einen Weg bahnte und von zwei kleiderschrankbreiten Polizisten begleitet wurde.

Powell blieb vor John Sinclair stehen. Er mußte an dem Oberinspektor hochblicken.

»Was ist geschehen, John?«

John Sinclair deutete mit dem Daumen der rechten Hand über die Schulter. »Er und sein Kumpan wollten mich umbringen.«

Powells Augen wurden hinter den dicken Brillengläsern weit vor Staunen.

»Und der andere?« fragte der Superintendent. »Ist er…?«

John nickte. »Ja, er ist ebenfalls tot. Sein Kumpan hat ihn eiskalt abgeknallt. Verdammt noch mal, was ist das für eine Welt, in der wir

leben?«

Superintendent Powell zuckte nur mit den Schultern. Darauf wußte auch er keine Antwort.

***

Eine Viertelstunde später saßen Superintendent Powell und der Oberinspektor in John Sinclairs Wohnung. Die Mordkommission war eingetroffen. Die Männer mußten sich die Arbeit teilen, es gab schließlich zwei Leichen.

John und Powell hielten sich im Hintergrund, sie wollten ihre Kollegen nicht bei der Arbeit stören.

»Das Fenster werde ich wohl mit Pappe abdichten müssen«, sagte John. »Heute nacht kommt kein Glaser mehr.«

»Frische Luft härtet ab«, lautete Powells bissige Antwort. Der Superintendent war ziemlich sauer. Dieser Anschlag auf seinen besten Mann war ihm an die Nerven gegangen. Außerdem machte sich sein Magen wieder bemerkbar. Zum Glück hatte Powell jedoch Tabletten mit.

John rauchte schon die zweite Zigarette hintereinander. Noch immer hatten sich seine Nerven nicht beruhigt. Er zerbrach sich den Kopf über ein mögliches Motiv des Anschlags auf ihn. Doch er konnte keine Erklärung finden.

Superintendent Powell und John Sinclair warteten auf das Eintreffen der Männer vom Erkennungsdienst. Vielleicht konnten sie die beiden Killer identifizieren. John hatte sie jedenfalls noch nie gesehen. Die Toten führten auch keinerlei Papiere mit sich. Sie waren eben Profis aus der Killerbranche.

»Wissen Sie wirklich kein Motiv, Oberinspektor?« fragte Powell und vergrub beide Hände in den Taschen seines Mantels.

John schüttelte den Kopf. »Darüber habe ich mir schon das Hirn zermartert.«

»Haben Sie vielleicht irgendwem in letzter Zeit zu stark auf die Füße getreten?« wollte Powell wissen.

»Tut mir leid, Sir, aber darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben.«

»Dann muß es ja wohl mit diesem Victor Jory zusammen hängen.«

John drückte die Zigarette aus. »Kaum vorstellbar. Wie ich diesen Knaben einschätze…«

»Da lassen Sie sich mal nicht täuschen, mein lieber Sinclair«, meinte Powell. »Wir haben schon genug erlebt.«

»Stimmt auch wieder«, gab John zu und blickte auf, als die Männer vom Erkennungsdienst den Livingroom betraten.

Sie meldeten sich bei Powell und sahen sich dann die Leiche genauer an.

Sie brauchten nicht einmal fünfzehn Sekunden. Und ihr Urteil war

einstimmig.

»Dieser Tote und der Mann, der dort unten auf der Stoße liegt, sind keine unbeschriebenen Blätter. Sie gehörten einer Terroristengruppe an.«

»Was?« John Sinclair riß vor Staunen die Augen weit auf. Und selbst Superintendent Powell war überrascht.

Der Mann vom Erkennungsdienst nickte. »Ja, die beiden arbeiteten für einen mittelamerikanischen Inselstaat und bezeichneten sich offiziell als Terroristen und Anarchisten. Sie handelten jedoch nicht aus politischen Motiven, wie wir wissen, sondern waren reine Mietkiller.«

Superintendent Powell und John Sinclair tauschten einen schnellen Blick. Wahrscheinlich dachten sie beide das gleiche.

Victor Jory war den Auskünften nach lange in der Karibik gewesen. Er hatte dort Kontakte knüpfen können und diese wahrscheinlich im Laufe der Zeit intensiviert. Aber das waren nur Hypothesen, Beweise brauchte man.

»Anscheinend doch unser Freund Jory«, murmelte Superintendent Powell.

»Scheint so«, gab John zu. »Nur verstehe ich nicht, wie diese fünf toten Mädchen mit den Terroristen in Verbindung gebracht werden können. Das sind doch eigentlich zwei verschiedene Fälle.«

»Wahrscheinlich nicht.« Powell tippte John mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Aber das herauszufinden ist Ihr Job, mein lieber Oberinspektor.«

»Worauf Sie sich verlassen können, Sir.«

»Ich habe übrigens einen anderen Beamten zum Flughafen geschickt, um den Kommissar abzuholen«, sagte Powell.

John hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, Sir, ich weiß nicht, weshalb der Fritze vom Bundeskriminalamt überhaupt kommt. Meint er, wir würden mit dem Fall nicht fertig werden?«

»Das wissen nur die Götter. War auch nicht meine Idee. Vielleicht will man gerade hier einen Musterfall gut nachbarlicher Zusammenarbeit exerzieren.«

»Ausgerechnet bei uns«, knurrte John.

»Nehmen Sie's gelassen«, lautete Powells Antwort. Der Superintendent tippte gegen seine Hutkrempe und verließ das Zimmer. Auf der Türschwelle drehte er sich noch einmal um.

»Ich erwarte morgen früh Ihren mündlichen Bericht, Oberinspektor.«

»Geht in Ordnung, Sir,« erwiderte John müde.

Soeben wurde die Leiche in eine Kunststoffwanne gelegt und abtransportiert. John dachte daran, wie leicht er an der Stelle dieses Mörders in dieser Kunststoffwanne hätte landen können.

Eine grauenhafte Vorstellung.

Die Beamten der Mordkommission räumten die Wohnung. Auf der Straße hatten sich die Neugierigen verzogen. Nicht mal mehr Reporter waren zu sehen. Sie hatten auf ihre bohrenden Fragen nur abweisende Antworten erhalten.

John schlug noch die restlichen Glassplitter aus dem Fenster und vernagelte die Öffnung dann mit Pappe. Morgen früh wollte er Victor Jory einen zweiten Besuch abstatten.

Der Geisterjäger hätte dies lieber noch in der Nacht erledigen sollen, denn dann wäre ihm einiges erspart geblieben…

***

Victor Jory stand völlig unter dem Einfluß seines unheimlichen Besuchers.

Von dieser Toten strömte eine mörderische Kälte aus, die ihn zittern ließ. Er hatte Nelly Parker mit in sein Zimmer genommen und dort abgeschlossen. Ein paarmal hatte er daran gedacht, seine Auftraggeber anzurufen, doch dann hatte er diesen Gedanken wieder verworfen. Er wollte dies erst tun, wenn er eine weitere Untote zur Verfügung hatte.

Nelly Parker hatte sich umgezogen. Jory hatte ihr einige Sachen gegeben, die er in weiser Voraussicht besorgt hatte. Die Untote trug jetzt einen braunen Hosenanzug. Sie hatte sich auch gewaschen wie ein normaler Mensch.

Wenn Victor Jory daran dachte, glaubte er, den Verstand verlieren zu müssen. Was er erlebte, war einfach unmöglich, mit menschlichem Begriffsvermögen nicht zu erfassen.

Die beiden saßen sich gegenüber. Schweigen lastete im Raum.

Noch immer ging von der Untoten ein modriger Geruch aus, der wie ein Pesthauch durch das Zimmer wehte.

Jory atmete schwer aus. Jetzt mußte er einfach etwas sagen. Er konnte es nicht länger aushalten. »Was – was soll ich tun?« preßte er hervor.

Die Untote blickte den Mann aus ihren leblosen Pupillen an.

»Hol die anderen aus den Gräbern«, sagte sie.

Jory sprang von seinem Stuhl hoch. »Was?«

»Du sollst die anderen holen.« Die Stimme der Untoten wurde um eine Idee schärfer.

»Aber das kostet Kraft. Ich – ich kann keine Beschwörung mehr durchführen.«

»Ich werde dir helfen. Beeile dich, der Tag fängt bald an.«

»Ja. Ich werde tun, was du verlangst.« Mit schweren Schritten ging Jory zum Schrank und öffnete die Tür. Er nahm die nächste Puppe aus der Reihe in die Hand. Und plötzlich hatte er den Wunsch, dieses Teufelswerk einfach zu zertreten.

Doch dann fehlte ihm der Mut. Außerdem steckte Victor Jory schon

viel zu tief in diesem gefährlichen Sumpf, aus dem es für ihn kein Entrinnen gab.

***

Henry Bolz war Totengräber.

Er stammte aus Deutschland, war nach dem Krieg in englische Gefangenschaft geraten und nach der Entlassung auf der Insel geblieben. Er hatte eine Engländerin kennengelernt, sie geheiratet und mittlerweile schon erwachsene Kinder. Der älteste Sohn studierte Medizin.

Bolz war zufrieden mit seinem Job. Ihm redete niemand rein, und die Toten konnten ja bekanntlich nicht sprechen.

Auch an diesem Aprilmorgen stand er wie immer um fünf Uhr auf. Er ließ sich von seiner Frau das Frühstück zubereiten und aß schweigend, während er ab und zu einen Blick in die Zeitung warf.

Mrs. Bolz saß ihrem Mann gegenüber und beobachtete ihn schweigend. Es war jeden Morgen das gleiche Spiel. In den langen Ehejahren hatte man sich eigentlich nicht mehr viel zu sagen, man verstand sich auch so.

Henry Bolz sprach eigentlich nie viel. Doch was er sagte, hatte Hand und Fuß. Man konnte sich jederzeit auf ihn verlassen, etwas Seltenes in der heutigen Zeit.

Schließlich faltete Bolz die Zeitung zusammen, schob die Tasse zurück und schlüpfte in seine derbe Wetterjacke.

»Habe das Gefühl, daß es heute noch Regen gibt«, meinte er zu seiner Frau beim Abschied. »Ich werde mich deshalb etwas beeilen. Du brauchst mit dem Essen nicht auf mich zu warten. Ich arbeite durch.«

»Das mußt du wissen, Henry.«

Henry Bolz nickte seiner Gattin noch einmal zu und schloß die Wohnungstür auf.

Der Totengräber wohnte über der Leichenhalle. Er hatte hier vier Zimmer und brauchte nur sehr wenig Miete zu zahlen. Denn wer wohnte schon gern auf Tuchfühlung mit Leichen?

Henry Bolz verließ die Leichenhalle auf der Rückseite, ging über einen schmalen Pfad und gelangte dann zu einem Geräteschuppen. Er holte sich dort eine Schubkarre, lud eine Schaufel und einen Spaten auf und schob die Karre vor sich her auf den Hauptweg zu.

Es war kühl. In der Nacht hatte sich Nebel gebildet. Es war mehr Bodennebel, ein dichter, grau-weißer wattiger Schleier, der – weil es windstill war – auch nicht aufgerissen wurde.

Henry Bolz schob die Schubkarre über den Hauptweg. Kleine Kieskörner spritzten unter dem gummibereiften Rad zur Seite.

Der Atem stand als nie abreißende Wolke vor dem Mund des Totengräbers.

Für einen Außenstehenden war die Stille beklemmend. Nicht für Henry Bolz. Der Friedhof war praktisch seine zweite Heimat.

Ihn konnte nichts mehr erschrecken.

Jedenfalls nahm er das an…

Büsche und Sträucher verschwanden in der milchigen Nebelsuppe. Grabsteine und Kreuze wirkten jetzt wie furchterregende Gestalten aus einem phantastischen Film.

Henry Bolz dachte daran, daß er am Nachmittag noch eine Leiche einsargen mußte. Bis dahin wollte er mit seiner Arbeit fertig sein. Er hatte drei Gräber einzuebnen.

Das Einsargen der Leichen brachte ihm immer noch einen kleinen Nebenverdienst, mit dem er seinen ältesten Sohn während des Studiums unterstützen konnte.

Henry Bolz hatte das Ende des Hauptweges fast erreicht und wollte gerade in den Weg einbiegen, der zum neuen Teil des Friedhofes führte, als er stutzte.

Eine Gestalt schälte sich aus dem Nebel.

Henry Bolz blieb stehen.

Die Gestalt kam näher.

Im ersten Augenblick dachte der Totengräber, daß es ein Penner war, der die Nacht auf dem Friedhof verbracht hatte. Das war schon mehr als einmal vorgekommen. Aber nach ein paar Sekunden erkannte Henry, daß er sich geirrt hatte.

Die Gestalt war eine Frau. Unbeirrt hielt sie auf ihn zu. Sie trug ein langes Kleid.

Wie ein Totenhemd, dachte Henry Bolz. Er konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken kroch.

Jetzt war die Gestalt nur noch wenige Schritte vor ihm.

Und plötzlich hatte Henry Bolz das Gefühl, eine eiskalte Faust würde sein Herz umschließen.

Er kannte die Frau. Sehr gut sogar.

Denn er selbst hatte sie erst vor nicht einmal vierzehn Tagen begraben…

***

»Ich – ich bin doch nicht betrunken«, flüsterte der Totengräber.

Mit einer abgehackt wirkenden Bewegung wischte er sich über die Augen, als könne er den Anblick dadurch verscheuchen.

Doch das Bild blieb.

Die Tote war drei Schritte vor Henry Bolz stehengeblieben. Sie fixierte den Totengräber aus starren Augen. Nicht ein Muskel regte sich in ihrem Gesicht, und kein Atem drang aus dem halb geöffneten Mund.

Sie stand dort wie eine Statue, eingehüllt in das schmutzige

zerrissene Leichenhemd und umweht von wabernden, grau-weißen Nebelschleiern.

Henry Bolz zitterte vor Angst. Seine Zähne schlugen aufeinander. Er konnte einfach nicht begreifen, was seine Augen sahen.

Das Geschehene war zu ungeheuerlich, widersprach jeder Logik.

Der Totengräber konnte später nicht mehr sagen, welche Gedanken ihm in diesen Augenblicken im Kopf herumschwirrten – er wußte nur, daß er nicht einmal fähig war, wegzulaufen.

»Aus dem Weg!« befahl die Untote.

Henry Bolz hörte die Worte zwar, verstand sie aber nicht.

Als der Totengräber nicht gehorchte, ging die lebende Leiche vor und schlug zu.

Die flache Hand knallte dem Totengräber vor die Brust. Der Schlag war so wuchtig, daß Bolz wie ein Stock umkippte. Die Untote mußte ungeheure Kräfte besitzen.

Der Totengräber spürte den Kies unter seinen Rippen und erwartete, daß die Spukgestalt seinem Leben ein Ende setzen würde. Im Geiste sah er schon die gekrümmten Finger an seine Kehle fahren – doch nichts dergleichen geschah.

Henry Bolz wälzte sich auf die Seite und öffnete die Augen.

Die Tote marschierte bereits den Weg hinunter, dem Ausgang zu, und wurde von den Nebelschleiern verschluckt.

Minutenlang lag der Totengräber regungslos auf dem Boden.

Er konnte das Erlebte kaum verkraften. Dann aber rappelte er sich auf und lief mit unsicheren Schritten dem neuen Teil des Friedhofes entgegen, dort, wo das Grab der Leiche sein mußte.

Henry Bolz' Atem ging keuchend, seine Schuhsohlen hämmerten über die Planken.

Er sah zwei offene Gräber!

In dem einen hatte Nelly Parker gelegen und in dem anderen – es lag einige Meter weiter – Jane Archer, die Person, die ihm begegnet war.

Es war ein makabres Bild. Die Erde über den Gräbern war verrutscht. Kränze und Blumen langen durcheinander, die beiden Kreuze waren umgekippt.

Jetzt spürte Henry Bolz zum erstenmal in seinem Leben, was Angst war. Er hatte nie Angst vor dem Tod oder dem Friedhof gehabt, doch nun schoß dieses gräßliche Gefühl wie ein Stromstoß durch seinen Körper.

Sein Blick glitt über die Reihe der Gräber.

Sie lagen still und friedlich.

Henry Bolz rechnete jeden Moment damit, daß sich irgendwo auf einem Grab die Erde bewegen würde – und…

Der Totengräber dachte den Gedanken nicht mehr zu Ende.

Auf dem Absatz machte er kehrt und rannte, wie von Furien gehetzt,

los.

Am liebsten hätte er seine Not hinausgeschrien, doch er beherrschte sich im letzten Augenblick.

Die Strecke erschien ihm auf einmal unendlich lang. Der Weg vor der Leichenhalle war nicht asphaltiert und durch den Nebel glitschig geworden. Um ein Haar wäre Henry Bolz gefallen.

Er warf sich gegen die stabile Haustür und legte seinen Zeigefinger auf den Klingelknopf.

Die Glocke schrillte durch das ganze Haus.

Schon wenig später wurde das Fenster zum Schlafzimmer aufgerissen, und Bolz' Frau beugte sich heraus.

»Mach auf!« brüllte der Totengräber abgehackt, dessen Lungen wie Blasebälge arbeiteten.

Die Frau stellte keine Fragen. Wenn ihr Mann so reagierte, mußte etwas passiert sein.

Sekunden später war die Tür offen.

Henry Bolz blieb auf der Schwelle zum Livingroom stehen. Er lachte schaurig. »Was passiert ist, willst du wissen?« schrie er.

»Zwei Leichen sind aus ihren Gräbern gestiegen. Zwei Leichen, mehr nicht.« Wieder lachte er. »Ich glaube, ich werde wahnsinnig.« Er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. »Ich habe eine lebende Leiche gesehen.«

Henry Bolz torkelte in den Livingroom und ließ sich in einen Sessel fallen. Der Mund des Totengräbers war halb geöffnet, und kichernde Laute drangen über seine Lippen.

Der Frau war der Schreck in die Knochen gefahren. Und doch tat sie in diesem Augenblick das Richtige.

Sie rannte zum Telefon und rief die Polizei an.

***

John Sinclair saß schon um sieben Uhr in seinem Büro und trank Automatenkaffee.

Der Oberinspektor hatte schlecht geschlafen. Die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten ihm einfach keine Ruhe gelassen.

Er fühlte sich wie jemand, der durch eine dunkle Schlucht ging und darauf wartete, aus dem Hinterhalt abgeschossen zu werden, dabei aber gar nicht wußte, wer überhaupt seine Feinde waren.

Terroristen? John wollte es einfach nicht glauben. Bisher hatte er diesen Leuten nicht auf die Zehen getreten. Wenigstens nicht bewußt.

Superintendent Powell traf eine Viertelstunde später ein als John. Er rief Sinclair sofort in sein Büro und bot ihm mit einer knappen Geste einen Platz an.

»Sie sehen müde aus, Oberinspektor.«

John grinste schmal. »Raten Sie mal, wie lange ich geschlafen habe,

Sir.«

Powell putzte umständlich seine Brillengläser. »Denken Sie, mir ist es besser ergangen?« Er setzte sich die Brille mit den dicken Gläsern wieder auf. »So, dann wollen wir mal zur Sache kommen.«

Auf dem Schreibtisch lagen bereits die ersten Untersuchungsergebnisse der Mordkommission und Fahndungsabteilung.

Die beiden toten Killer hatten Fito Gomez und Ramon Batista geheißen. Sie waren staatenlos gewesen und hatten keinen festen Wohnsitz gehabt. Gesucht wurden sie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. In England waren sie bis zum vorherrschenden Tag noch nicht in Erscheinung getreten. Doch ihre Gesichter waren auch bei der Sonderabteilung von Scotland Yard bekannt, die sich speziell mit Terrorismus beschäftigte.

»Über die Kerle kommen wir nicht weiter«, meinte Powell.

»Oder wenigstens vorläufig nicht«, schränkte er ein. »Durch sie Verbindungen zu anderen Gruppen aufzudecken, nimmt zuviel Zeit in Anspruch. Sie müssen es eben auf einem anderen Weg versuchen, Oberinspektor.«

»Victor Jory«, sagte John nur.

»Genau.«

»Ich hatte sowieso vor, ihn um neun Uhr zu besuchen. Bin gespannt, welche Antworten er auf meine Fragen hat.«

»Bestimmt keine guten«, meinte Powell und reichte John die Fotos der beiden Killer hinüber. »Halten Sie ihm die vor die Nase. Mal sehen, wie Jory reagiert.«

John steckte die Bilder ein.

Das Telefon auf Powells Schreibtisch summte. Der Superintendent hob ab, hörte dem Anrufer einen Moment zu und sagte dann: »Bringen Sie ihn zu mir.«

Powell grinste säuerlich. »Der BKA-Beamte ist da.«

»Dann kann ich mich ja verziehen«, meinte John und wollte sich erheben.

»Sie bleiben hier, Oberinspektor. Schließlich sollen Sie ja mit dem Mann zusammenarbeiten.«

»Wenn’s sein muß.«

Drei Minuten später betrat Kommissar Will Mallmann das Dienstzimmer des Superintendenten. Er begrüßte die beiden Beamten mit festem Händedruck. Auf John blieb sein Blick ein wenig länger haften. Dann sagte er in fließendem Englisch: »Sie sind also der berühmte John Sinclair. Ich freue mich, daß wir zusammenarbeiten werden.«

»Ganz meinerseits«, sagte John, dem Mallmann gar nicht mal unsympathisch war, »aber den berühmten John Sinclair können Sie

vergessen. Ich habe nur Glück gehabt.«

»Nur keine falsche Bescheidenheit.«

Kommissar Mallmann war ein Mann, der die Vierzig schon überschritten hatte. Er hatte sich allerdings für sein Alter noch gut gehalten, wenn sich auch sein pechschwarzes Haar an der Stirn schon etwas lichtete. Mallmann hatte dunkle, etwas tief in den Höhlen liegende Augen und ein energisch vorspringendes Kinn. Seine Gesichtshaut war straff, leicht gebräunt und wies keinerlei Falten auf.

Superintendent Powell bot dem BKA-Beamten einen Platz an.

Kommissar Mallmann nickte dankend, stellte seinen Aktenkoffer auf die Knie und entnahm diesem einen schmalen Schnellhefter.

»Ich habe hier einige Unterlagen mitgebracht, die Sie vielleicht interessieren werden, Gentlemen. Aber lassen Sie mich kurz zusammenfassen. Wie Sie wissen, hatten wir auf dem Kontinent auch einige rätselhafte Todesfälle, wenn ich sie mal so bezeichnen darf. Primär geht es hier um eine gewisse Marion Baumann. Meine Kollegen haben sehr gut gearbeitet. Marion Baumann ist bei einer Freundin – sie heißt Karin Klinger – ums Leben gekommen. In den Stunden zuvor hatte sie Fräulein Klinger von ihrem Erlebnis in der vorhergehenden Nacht erzählt. Marion Baumann ist von dem Fahrer eines stahlblauen BMW mitgenommen worden. Der Fahrer ist mit ihr in ein einsam gelegenes Waldstück gefahren. Dort hat er das Mädchen betäubt, und als Marion Baumann nach einiger Zeit aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, war der Mann verschwunden. Ihr war angeblich nichts passiert. Sie hat ihrer Freundin in Nürnberg alles haarklein erzählt, und diese hat uns dann die entsprechenden Hinweise gegeben. Der BMW war ein Leihwagen. Besagte Person hat ihn sich in Hamburg geliehen. Und jetzt kommt das Beste. Die Firma, die die Wagen verleiht, hat schon einige Male böse Erfahrungen mit ihren Kunden gemacht und aus diesen Gründen einen versteckt angebrachten Fotoapparat installiert. Diese Kamera nimmt jeden Kunden auf. Auch den bewußten BMW-Fahrer.«

Kommissar Mallmann schlug den Schnellhefter auf und entnahm diesem ein Foto. »Das ist der Mann, Gentlemen. Ist er Ihnen vielleicht bekannt?«

Mallmann legte das Bild auf Powells Schreibtisch. John Sinclair war aufgesprungen, starrte das Foto an und hätte am liebsten einen Freudenschrei ausgestoßen.

»Teufel noch mal«, sagte er mit rauher Stimme, »und ob ich den Kerl kenne. Das ist niemand anderer als Victor Jory, der Mann, den wir in Verdacht haben, hinter diesen rätselhaften Verbrechen zu stehen.« John wischte sich über die Stirn. »Jetzt haben wir endlich den Beweis.«

Kommissar Mallmann lächelte. »Dann war mein Besuch ja doch nicht

umsonst.«

»Das ganz bestimmt nicht«, erwiderte John. »Wenn ich nur wüßte, was dahintersteckt.«

John wurde unterbrochen, weil das Telefon auf Powells Schreibtisch wieder anschlug.

Der Superintendent nahm ab, lauschte und sagte dann: »Ja gut, verbinden Sie mich.«

John blickte seinen Chef an und bemerkte, daß Powells Gesichtsausdruck während des Telefonates immer verkniffener wurde. »Ja, geht in Ordnung. Wir werden die Sache weiter verfolgen.« Dann legte Powell den Hörer auf.

Powells Blick streifte die beiden Beamten. Dann sagte der Superintendent: »Sagen Ihnen die Namen Nelly Parker und Jane Archer etwas, Oberinspektor?«

»Natürlich.« John nickte. »Sie waren doch unter den Leichen, die an Herzschlag gestorben sind.«

»Aber jetzt leben sie anscheinend wieder.«

Johns Augen wurden groß. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ich erhielt einen Anruf des dritten Reviers aus Bloombury. Jane Archer ist dort einem Totengräber begegnet. Und als der gute Mann zu ihrem Grab ging, sah er, daß das Grab von Nelly Parker ebenfalls verlassen war. Wir müssen damit rechnen, daß zwei Tote wieder lebendig geworden sind und jetzt in London umherirren. Sie wissen, was das bedeutet, Oberinspektor?«

John Sinclair war blaß geworden. »Ja, Sir«, knirschte er. »Ich habe nicht zum erstenmal mit lebenden Leichen zu tun.« John senkte seine Stimme, als er weitersprach. »Es liegt ja beinahe auf der Hand. Victor Jory war auf Haiti, und diese Insel ist die Hochburg des Voodoo-Zaubers. Daß ich Idiot nicht früher darauf gekommen bin. Und jetzt haben wir die Zombies, diese lebenden Toten, in London. Verdammt noch mal.«

»Tut mir leid, Gentlemen«, sagte Kommissar Mallmann, »aber ich verstehe das alles nicht so recht.«

»Das macht nichts«, erwiderte John. »Kommen Sie mit, Kommissar, wir werden jetzt jemandem einen Besuch abstatten. Da können Sie sich nur wundern…«

***

Victor Jory hatte seinen Dienst gar nicht angetreten. Im Sekretariat der Universität erhielten John Sinclair und Kommissar Mallmann die Auskunft.

John Sinclair war sauer. Er sah im Geiste schon seine Felle wegschwimmen. Wahrscheinlich hatte Jory Lunte gerochen. Denn es lag keine Krankmeldung vor, und auch der BKA-Kommissar war

überzeugt, daß sich Jory abgesetzt hatte.

»Wir können es ja noch einmal bei seiner Privatwohnung versuchen«, sagte er, als sie wieder in John Sinclairs Bentley saßen.

John grinste. »Das hatte ich sowieso vor.«

Die Adresse hatte man ihnen im Sekretariat gegeben. Der Bibliothekar wohnte in der William Road, gar nicht weit vom Gelände der Universität entfernt.

John gab seinem Bentley die Sporen, wie man so schön sagt.

Einmal fragte Kommissar Mallmann, ob man sich als Oberinspektor solch einen Wagen überhaupt leisten könne.

»Es ist mein Hobby«, erwiderte John. »Ich verzichte dafür auf einige andere Dinge.«

»Auch auf Frauen – oder?« Mallmann schmunzelte.

»Das gerade nicht.«

Die beiden Männer hatten sich in der kurzen Zeit, in der sie sich kannten, angefreundet. Mallmann hatte von seinem Job und Privatleben erzählt und ungläubig Johns Berichten von dessen letzten Fällen gelauscht.

John bog in die William Road ein. Es war eine ruhige Straße in einer reinen Wohngegend.

John parkte den Bentley direkt vor dem Haus des Bibliothekars. Er und Mallmann stiegen aus, liefen die Stufen der Treppe hoch und wollten sich schon der kleinen Tafel mit den Namensschildern zuwenden, als die Tür geöffnet wurde.

Eine ältere Frau in grauem Kittel und mit hochgesteckten Haaren blickte die Männer mißtrauisch an.

»Wollen Sie zu wem?« fragte sie und versperrte demonstrativ den Weg.

John setzte sein Sonntagslächeln auf. »Gewiß, Madam«, sagte er. »Wir hätten gern mit Mr. Jory gesprochen.«

»Oh.« Die Frau spitzte die farblosen Lippen. »Das tut mir leid, Mr. Jory ist nicht mehr da. Er hat das Haus schon sehr früh verlassen. Es ist eigentlich gar nicht seine Art, aber – na ja, vielleicht hatte er noch etwas zu besorgen.«

»Das wird es wohl sein«, vermutete John. »Sie wissen nicht zufällig, wo Mr. Jory hingefahren ist?«

»Nein.« Plötzlich funkelte wieder Mißtrauen in den Augen der Frau. »Wieso fragen Sie eigentlich? Wer sind Sie überhaupt?«

John war das Versteckspielen leid und präsentierte seinen Dienstausweis.

»Um Himmels willen, Scotland Yard«, hauchte die Frau. »Was hat Mr. Jory denn verbrochen?«

»Gar nichts, Madam. Wir wollen ihn nur wegen einer Zeugenaussage sprechen«, log John.

»Also nein, da kann ich Ihnen wirklich nicht helfen. Ich weiß nur, daß er weggefahren ist. Allerdings nicht allein.«

»So?«

»Ja, Sir. Ich meine, ich habe die Person nicht gesehen, die bei ihm war, aber als ich aufstand, hörte ich Schritte auf der Treppe. Und nicht nur von einer Person.«

»Sie haben nicht zufällig noch aus dem Fenster geschaut?« flüsterte John im Verschwörerton.

»Aber Sir, wofür halten Sie mich?«

»Für eine ehrenwerte Frau – natürlich. Aber es hätte ja mal sein können.«

John kannte solche Frauen zu Genüge. Sie hatten den lieben langen Tag nicht viel zu tun und kümmerten sich eigentlich nur um das Privatleben ihrer Nachbarn.

Die Frau stellte sich auf die Zehenspitzen. Ihr Mund näherte sich John Sinclairs Ohr. »Ganz unter uns, Sir. Ich habe doch aus dem Fenster geschaut und Mr. Jory auch gesehen. Er war nicht allein. Ich habe zwei Frauen bei ihm gesehen.«

»Kannten Sie die Damen?« fragte John.

»Nein. Außerdem sah ich nur ihre Rücken, als sie in den Wagen einstiegen.«

»Danke, Madam, Sie haben mir sehr geholfen«, sagte John.

Die Frau lächelte geschmeichelt. »Das habe ich doch gern getan.«

Die beiden Beamten gingen wieder zu Johns Bentley. »Sollen wir uns die Wohnung dieses Jory nicht ansehen?«

»Ich habe keinen Hausdurchsuchungsbefehl«, erwiderte John.

»Mist. Und jetzt?«

John schloß die Beifahrertür auf. »Wir lassen eine Fahndung anlaufen. Jory muß gefunden werden.« John hatte sicherheitshalber ein Foto aus Jorys Personalakte mitgenommen.

So rasch wie möglich fuhren die Männer zurück zum Yard-Gebäude. Innerhalb von Minuten wurde eine Großfahndung eingeleitet. Dieses unsichtbare Netz erstreckte sich über ganz London, und es war eigentlich nur eine Frage der Zeit, wann sich der Bibliothekar darin verfing.

Trotzdem hatte John Sinclair ein ungutes Gefühl. Er gab zu, daß er Jory unterschätzt hatte. Er mußte während seiner Zeit auf Haiti die Kunst des Voodoo-Zaubers erlernt haben. Dieser gräßliche Kult, der Leichen zum Leben erweckte, war wohl das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte.

Oberinspektor Sinclair wollte keine Minute mehr ungenutzt verstreichen lassen. Er wollte noch den Friedhofswärter sprechen, dem die lebende Leiche begegnet war.

»Kommen Sie mit?« fragte er Kommissar Mallmann.

»Aber sicher. Nur…«
»Ja?« John hob fragend die Augenbrauen.
»Also, wenn ich ehrlich sein soll, John. Ich glaube an den ganzen Zauber nicht. Voodoo, das ist doch was für Horror-Autoren mit viel Phantasie. Mag sein, daß es irgendwelche übernatürlichen Dinge gibt, aber lebende Leichen – na, ich weiß nicht.«
John Sinclair lächelte nur. Dann sagte er: »Sie werden sich noch wundern, Kommissar.«

***

Henry Bolz war noch immer mit den Nerven fertig. So schnell konnte er den Schock nicht verkraften. Seine Frau hatte einen Arzt kommen lassen, der dem Totengräber eine Beruhigungsspritze gegeben hatte.
Als John Sinclair und Kommissar Mallmann bei Henry Bolz klingelten, öffnete ihnen dessen Frau. Sie hatte verweinte Augen und sah sehr verstört aus.
John wies sich aus und bat um Einlaß.
Schweigend gab die Frau die Tür frei.
Henry Bolz lag auf der Couch, bleich im Gesicht wie ein Leichentuch. Er hob kaum den Kopf, als die beiden Beamten den Raum betraten.
»Da ist Besuch für dich, Henry«, sagte Mrs. Bolz.
»Ich will niemanden sprechen.«
»Die Gentlemen sind Polizeibeamte, keine Reporter.«
So etwas wie Interesse flackerte in Bolz' Augen auf. »Bitte, setzen Sie sich doch«, sagte er mit schwacher Stimme.
Die Männer nahmen Platz.
»Es tut mir leid, Mr. Bolz, daß wir Sie noch einmal an die unselige Sache erinnern müssen, aber Sie wollen doch auch, daß wir diesen Fall aufklären.«
»Natürlich. Aber ich glaube kaum, daß Ihnen das gelingen wird.«
»Wir werden ja sehen«, erwiderte John Sinclair und wartete ab, bis Henry Bolz von selbst anfing zu erzählen.
Der Totengräber sprach mit leiser, monotoner Stimme, und seine Frau mußte ihm zwischendurch immer wieder den Schweiß vom Gesicht wischen. Als er von der Begegnung mit der Toten sprach, verkrampften sich seine Hände ineinander.
»Es war grauenhaft«, flüsterte er, »ich wußte plötzlich nicht mehr, was ich tun sollte. Sie hat mich niedergeschlagen, ich bin zu dem Grab gerannt und dann hierher.«
Erschöpft hielt Henry Bolz inne.
Seine Frau reichte ihm ein Glas Wasser, und der Totengräber trank in kleinen Schlucken.
John glaubte dem Mann jedes Wort, während Kommissar Mallmann ein zweifelndes Gesicht zog. Er hatte auch während Bolz' Erklärung

mehrmals den Kopf geschüttelt.

Henry Bolz und seine Frau blickten John Sinclair an. Sie warteten darauf, daß der Oberinspektor eine Erklärung abgeben würde, daß er diesem Bericht keinen Glauben schenkten und den Totengräber auslachen würde.

Doch John Sinclair warf all die Vermutungen und Erwartungen um. Er sagte: »Ich glaube Ihnen, Mr. Bolz.«

»Was?« Der Totengräber riß verwundert die Augen auf. »Aber die anderen Polizisten haben doch…«

»Mr. Bolz«, sagte John mit ruhiger Stimme. »Ich gehöre einer Sonderabteilung an, die sich mit außergewöhnlichen, übersinnlichen Fällen beschäftigt. Ich habe in meiner Laufbahn schon die tollsten Sachen erlebt. Auch ich habe einmal Begriffe wie Dämonologie oder Spiritismus als Unfug abgetan. Doch man hat mich eines Besseren belehrt. Und daß die Polizisten Ihren Bericht nicht glaubten, ist nur zu menschlich. Sie wissen es nicht anders.«

»Tja.« Henry Bolz wußte nicht, was er sagen wollte. Er senkte den Blick und sah auf die karierte Decke, die über seinen Beinen lag. Dann hob er den Kopf und blickte John an. »Und was haben Sie jetzt vor, Oberinspektor?«

»Ich werde mir die Gräber mal ansehen.«

»Weshalb?«

John wiegte den Kopf. »Es ist schwer für mich, Ihnen eine Erklärung zu geben, Mr. Bolz. Aber Sie haben ja selbst in letzter Zeit fünf Studentinnen beerdigt.«

»Ja, das stimmt.«

»Und zwei Gräber sind offen.«

Bolz nickte.

»Nun, dann liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, daß auch die anderen drei Leichen ihre Särge verlassen, um neues Unheil anzurichten. Deshalb muß ich die Särge ausgraben und sie in einen ausbruchsicheren Raum transportieren. Wenn dort etwas passiert, ist es nicht schlimm. Gibt es hier solch einen Raum?«

»Hm.« Der Totengräber rieb sich sein Gesicht. »Bißchen viel auf einmal, was Sie mir da sagen, Oberinspektor, aber einen Raum wüßte ich schon. Wir nehmen einfach unsere Leichenhalle. Da kommt so leicht niemand raus. Die Tür ist stabil, die Fenster sind vergittert, und die Mauern sind aus der guten alten Zeit, wo noch auf Dauer gebaut wurde.«

John nickte. »Prächtig, dann ist ja alles klar.«

Henry Bolz schlug seine Decke von den Beinen weg und stand auf.

»Wo willst du hin?« Mrs. Bolz krallte ihre Hände in Henrys Oberarm.

»Ich werde dem Oberinspektor helfen«, knurrte der Totengräber. »Schließlich muß diese Brut…«

»Nein, das lasse ich nicht zu. Du wirst hierbleiben.«

Henry Bolz schüttelte die Hand seiner Frau ab. »Ich habe mir noch nie etwas verbieten lassen«, sagte er, »und tu es auch jetzt nicht. Okay?«

»Ja, ist gut.« Mrs. Bolz senkte den Kopf.

Der Totengräber wandte sich John Sinclair zu. »Wir brauchen einige Schaufeln, Spaten und Seile, um die Särge hochzuziehen. Und dann den Elektrokarren, mit dem wir die Särge transportieren können. Kommen Sie, Gentlemen.«

Die beiden Beamten folgten dem Totengräber. Kommissar Mallmann hielt John Sinclair am Ärmel zurück. »Na, ob das Sinn hat?« fragte er zweifelnd.

»Und ob, mein lieber Kommissar. Man kann in diesem Geschäft nie vorsichtig genug sein.«

***

Victor Jory stand mittlerweile völlig unter dem Bann der beiden Untoten. Sie lenkten ihn und gaben ihm Anweisungen, wie er sich zu verhalten hatte.

Im Osten kroch die Morgendämmerung über den Horizont und vertrieb den Nebeldunst, der sich zwischen den Häuserschluchten gebildet hatte.

Victor Jory stand am Fenster seines Livingrooms und starrte auf die Straße. Sein Blick war glanzlos, stumpf. Er hatte die Hände auf das Fensterbrett gelegt.

Hinter seinem Rücken hörte Jory ein Geräusch. Langsam drehte er sich um.

Jane Archer hatte das Zimmer betreten. Auch sie hatte von Jory Kleidung erhalten, hatte sich ihr Gesicht geschminkt, und wer es nicht gewußt hätte, hätte sie für einen normalen Menschen gehalten. Die lebende Leiche zeigte auch keinerlei Verwesungserscheinungen, nur der unangenehme Modergeruch zog noch immer durch die Wohnung.

»Wir müssen hier weg«, sagte Jane Archer. Sie hatte eine harte Stimme, die zu ihrem Aussehen paßte. Das Gesicht war scharf geschnitten, mit hohen Wangenknochen und einer gebogenen Nase. Jane Archer war keine Schönheit, und ihre Figur ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig.

Victor Jory blickte die Untote an. Das Licht einer Wandlampe spiegelte sich auf ihrem rotblonden Haar.

»Warum sollen wir weggehen?« fragte Jory.

»Es ist hier zu gefährlich. Du hast uns von diesem Oberinspektor erzählt. Er ist ein schlauer Kopf und wird bestimmt wieder kommen.«

»Unsinn. Er kann mir nichts beweisen.« Victor Jory machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Aber er wird uns sehen. Und es wird auch nicht mehr lange dauern, dann entdeckt man unsere offenen Gräber. Die Polizei wird verrückt spielen.«

»Aber niemand kommt darauf, daß dies etwas mit uns zu tun hat«, widersprach Victor Jory.

»Sinclair ist schlau. Du hast mir genug erzählt. Und unsere eigentliche Aufgabe darf nicht gefährdet werden. Wir werden die Leute töten und die Macht an uns reißen, vergiß das nie.«

Victor Jory senkte den Kopf und nickte. »Dann – dann soll ich alles hier zurücklassen?« fragte er leise.

»Es wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben«, lautete die knappe Antwort.

»Aber die Puppen, meine Arbeit…«

»Die kannst du mitnehmen. So, und jetzt beeil dich. Wir werden uns ein Versteck an der Themse suchen. Dort gibt es genügend verlassene Piers.«

Nelly Parker betrat den Raum. In der Tür blieb sie stehen.

»Hast du es ihm gesagt, Jane?«

»Ja. Wir werden in zehn Minuten fahren. Wir warten, bis es hell wird, und schlagen dann zu.«

Victor Jory drückte sich an Nelly Parker vorbei. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Wenn das nur gut geht, dachte er. Sie wollen das Chaos, und gewisse Mächte unterstützen sie dabei. Ich gehöre dazu.

Jory machte sich Vorwürfe. Er spielte schon mit dem Gedanken, Oberinspektor Sinclair anzurufen und ihm alles zu erklären.

»Beeil dich!« hörte er hinter sich die Stimme von Nelly Parker.

Wie ein ertappter Sünder zuckte Victor Jory zusammen. Er lächelte falsch und schloß seinen Schrank auf, in dem er die Puppen verwahrte.

Die Untote trat näher. »Du weißt ja, aussteigen ist nicht mehr drin, Victor Jory.«

Der Bibliothekar gab keine Antwort. Behutsam nahm er die zehn Puppen, auch die von Jane Archer und Nelly Parker, in denen keine Nadeln mehr steckten, und verstaute sie nebeneinander in einer flachen Ledertasche. Die beiden Nadeln legte er dazu. Dann zog er sich einen Mantel über, nahm den Schlüssel und verließ mit den beiden Zombies die Wohnung.

Möglichst leise gingen sie durch das Treppenhaus. Der Austin parkte vor der Haustür.

Jory schloß den Wagen auf. Jane Archer kletterte in den Fond, Nelly Parker nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Dann fuhren sie los.

Auf den Straßen herrschte kaum Verkehr. Die Millionenstadt war

gerade erst im Begriff, zu erwachen.
Niemand ahnte, daß der Tod durch London fuhr. Der Tod in Gestalt von zwei lebenden Leichen, die ein schrecklicher Zauber aus dem Grab geholt hatte.
Über die breite, vierspurige Kingsway Street fuhren sie nach Süden, der Themse entgegen. An der St. Clemens Church bogen sie in die Fleet Street ein, fuhren parallel zum Fluß und erreichten schließlich durch ein Gewirr von kleinen Straßen und Gassen die Piers.
Lichter blitzten durch die graue Morgendämmerung. Das Rattern von rangierenden Eisenbahnwaggons dröhnte über das Wasser. Kräne hoben quietschend schwere Lasten und luden sie auf tief im Wasser liegende Schlepper.
Hier – in der Nähe des Hafens – wurde Tag und Nacht gearbeitet. Die Docks ragten wie lange breite Finger in das Gelände der Millionenstadt hinein.
In mäßigem Tempo rollte der Austin an den Piers vorbei in Richtung Osten. Der Hafenlärm blieb zurück. Die Gegend wurde ärmlicher, verfallener. Ratten huschten – aufgescheucht durch das Licht der Scheinwerfer – in ihre Löcher. Lagerhallen tauchten auf. Manche waren schon verfallen und eingestürzt. Andere wieder – aus Stein gebaut – boten noch einen sicheren Unterschlupf, wenn auch in den Fenstern die Scheiben fehlten und der Wind hindurchpfiff.
Die Augen der beiden Untoten tasteten die Umgebung ab.
Plötzlich faßte Nelly Parker nach Victor Jorys Arm. »Die nächste Halle. Fahr da hinein.«
Jory nickte. Die Halle war ein riesiger viereckiger Kasten, aus Wellblech gebaut und mit einem Tor versehen, dessen linke Hälfte schief in den Angeln hing. Es war aber noch soviel Platz vorhanden, daß der Austin bequem hindurch paßte.
Jory schaltete zurück und fuhr langsam in das neue Versteck. Wie zwei breite Speere bohrten sich die Lichtfinger der Scheinwerfer in die Dunkelheit. Staubpartikel, von den Reifen aufgewirbelt, schummerten in den Lichtbahnen.
Die Halle war leer. Nur der Boden war mit allerlei Gerümpel bedeckt. Steine, Holz, ein paar Blecheimer.
Jory hielt. Er wollte gerade die Scheinwerfer abstellen, da sah er die huschende Bewegung.
Auch Nelly Parker hatte sie gesehen.
»Verdammt!« zischte die Untote, öffnete die Tür und sprang aus dem Wagen.
»Was war los?« fragte Jane Archer vom Rücksitz her.
»Da ist jemand in der Halle«, antwortete Jory.
»Ein Mensch?«
»Ja.«

»Dann werden wir ihn töten. Niemand darf uns sehen.«

Jory und Jane Archer stiegen ebenfalls aus. Die Parker lief sofort zurück zum Tor und versperrte dort den Weg. Jory blieb neben dem Austin stehen. Nelly Parkers schleichende Schritte drangen an seine Ohren.

Und dann hörte er den Schrei!

»Neiiinnn! Nicht! Aaah!«

Victor Jory verzog das Gesicht. Etwas klatschte, dann war Stille, die nach einigen Sekunden von Nelly Parkers gräßlichem Lachen unterbrochen wurde.

»Ich habe diese Ratte«, sagte sie.

Schritte klangen auf, Dreck knirschte unter den Sohlen. Und dann trat Nelly Parker in den Lichtschein der beiden Scheinwerfer. An einer Hand zog sie ein lebloses Bündel hinter sich her. »Du kannst kommen, Jane, es ist alles erledigt.«

Jane Archer tauchte wieder auf. Sie erschien gerade rechtzeitig, um sehen zu können, wie Nelly einen toten Penner in das Licht der Scheinwerfer zerrte.

Victor Jory preßte die Lippen zusammen und atmete scharf durch die Nase ein.

Die Untote hatte dem bedauernswerten Mann das Genick gebrochen. Noch immer lag der Schrecken auf seinem Gesicht.

Victor Jory konnte sich jetzt ungefähr vorstellen, was geschehen würde, wenn er nicht mehr mitspielte. Die Untoten töteten gnadenlos. Sie waren ja auch keine Menschen mehr, in ihnen waren jegliche Gefühle erloschen.

Nelly Parker schleppte die Leiche des Mannes in eine finstere Ecke der Halle und ließ sie dort liegen.

Viktor Jory hatte inzwischen die Scheinwerfer gelöscht.

Draußen war es fast hell geworden, und grautrübes Licht drang durch das offenstehende Tor in die Halle.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Victor Jory.

Die beiden Untoten blickten ihn an. »Du hast doch noch acht Puppen«, sagte Jane Archer mit gefährlich leiser Stimme.

Jory nickte verkrampft.

»Auch unsere Schwestern sollen leben!«

»Jetzt?«

»Ja. Erst einmal die drei, die hier in London begraben sind. Sie werden aus ihren Gräbern steigen und Angst und Schrecken verbreiten. Wir müssen die Polizei ablenken, um unsere Aufgabe erfüllen zu können. Man hat es dir befohlen, und du wirst diese Anordnungen ausführen.«

»Aber – ich – ich dachte…« Jory war völlig durcheinander. Er hatte sich alles ganz anders vorgestellt.

Jane Archer trat dicht vor den Mann. Sie blickte ihm aus ihren leblosen Pupillen in die Augen.

»Es ist dir doch wohl klargeworden, daß wir hier das Kommando führen. Und wir bestimmen, was geschieht. Du bist nur ein Rädchen in dem großen Uhrwerk des dämonischen Spiels. Wir jedoch geben den Takt an. Wir sind die Wegbereiter des Chaos. Merke dir das gut, Victor Jory.«

Der Bibliothekar senkte den Kopf. »Ja«, hauchte er.

»Dann nimm die Puppen.«

Jory holte die Tasche aus dem Wagen und öffnete mit zitternden Fingern die Schlösser.

Die beiden Zombies standen dicht hinter ihm, beobachteten jede seiner Bewegungen.

Jory wußte, daß es mit Hilfe der lebenden Leichen leicht war, die anderen Toten zu erwecken. Jane Archer und Nelly Parker traten in eine Art geistigen Kontakt mit den anderen ›Schwestern‹. Es bedurfte keiner allzu langen Vorbereitung, um das grausige Experiment durchzuführen.

Jory strich sich über die schweißnasse Stirn. Seine Augen brannten, sein Herz hämmerte.

Er reichte die erste Puppe Jane Archer. Sie nahm sie in die Hand und strich mit den Fingerkuppen über den Leib. Dann versank sie in tiefe Trance, während Nelly Parker Victor Jory nicht aus den Augen ließ, der verzweifelt überlegte, wie er aus diesem mörderischen Spiel aussteigen konnte.

***

John Sinclair, Will Mallmann und Henry Bolz hatten geschuftet wie selten. Aber nun hatten sie es geschafft. Die drei Gräber lagen offen vor ihnen.

John hatte den Friedhof durch Polizei absperren lassen. Kein Besucher sollte sich hierher verirren, denn das, was sie vorhatten, war nicht für jedermanns Auge bestimmt. Außerdem war die Gefahr längst noch nicht gebannt.

Aufatmend wischte sich John den Schweiß aus dem Gesicht.

Seine Schuhe und der untere Teil der Hosenbeine waren lehmverklebt. Kommissar Mallmann und dem Totengräber erging es nicht anders.

Mallmann stützte sich auf den Spatenstiel. »Hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich noch einmal Gräber aufwühlen würde.«

»In unserem Job muß man eben mit allem rechnen«, erwiderte John Sinclair.

Henry Bolz hatte inzwischen die starken Seile geholt. Er sprang in das erste offene Grab, hievte den Sarg an einer Seite an und legte das

Seil darunter.
Das gleiche machte er mit dem zweiten Seil an der anderen Seite des Sarges.
Die Stricke waren lang genug, daß Kommissar Mallmann und John Sinclair jeweils die Enden packen konnten. Sie drehten sie um ihre Handgelenke, und dann gab Henry Bolz, der unten im Grab stand, ein Zeichen.
John Sinclair und Will Mallmann mobilisierten ihre Kräfte.
Stück für Stück hievten sie den Sarg hoch, von Henry Bolz unterstützt, der seine Hände gegen den Boden der Totenkiste gestemmt hatte.
Schließlich stand der erste Sarg neben dem offenen Grab. Zehn Minuten später der zweite und schließlich der dritte.
Henry Bolz kletterte aus dem letzten Grab.
»So«, keuchte er, »das wäre geschafft.« Er griff in die Innentasche seiner Jacke und holte eine flache Flasche her vor.
Goldbrauner Whisky schimmerte darin. Bolz grinste. »Ich glaube, den haben wir uns verdient.« Er trank, danach wischte er sich über den Mund. »Jetzt müssen wir die Kisten nur noch zum Wagen tragen.«
»Man hätte ja auch hier den Weg erweitern können«, meinte John.
Der Totengräber zuckte mit den Schultern. »Sie wissen ja, wie das ist. Platzmangel. Außerdem haben wir bei Beerdigungen ja noch die Sargträger. Da fällt mir ein, heute nachmittag haben wir eine Beerdigung. Soll ich sie absagen?«
»Lassen Sie erst mal«, erwiderte John. »Bis dahin kann noch viel geschehen.«
»Und Sie glauben tatsächlich, daß die Leichen aus dem Sarg steigen werden?« fragte Kommissar Mallmann.
»Ich will es wenigstens nicht hoffen, mein lieber Kommissar«, sagte John und schlug dem Deutschen auf die Schulter. »Aber wenn es wirklich der Fall sein sollte, dann möchte ich, daß Sie dabei sind.«
Und wieder machten sich die drei Männer an die Arbeit. Ächzend und keuchend schleppten sie die Särge nacheinander zu dem mit einem Elektromotor angetriebenen Wagen. Er hatte eine offene Ladefläche, und sie war zum Glück so groß, daß die drei Särge gerade darauf passten.
Henry Bolz setzte sich in das kleine Führerhaus und fuhr los.
Immer im Schrittempo, damit John und Will Mallmann, die neben dem Wagen hergingen, auch mithalten konnten, denn sie hielten die Särge fest, damit ihnen nicht noch einer von der Ladefläche fiel.
Langsam fuhr der schwarz lackierte Karren den Hauptweg hinunter und näherte sich der Leichenhalle.
Die seltsame Prozession hatte etwa zwei Drittel des Weges hinter sich gebracht, als es geschah.

John Sinclair hörte das Stöhnen.
Es war aus dem linken der drei Särge gekommen.
Der Geisterjäger fühlte, wie sich seine Rückenhaut spannte. Die Narbe auf seiner Wange begann zu brennen.
Wieder das Stöhnen.
Jetzt wurde auch Kommissar Mallmann aufmerksam. Irritiert blickte er John an.
John nickte heftig. »Ja, zum Teufel, es stimmt. Sie haben richtig gehört. Die Leichen werden langsam wach.«
Will Mallmann wurde blaß.
John Sinclair aber sprang vor, erreichte das Führerhaus und klopfte gegen die Scheibe.
Henry Bolz kurbelte sie herunter. »Was ist, Oberinspektor?«
»Unsere drei Freundinnen werden rührig. Fahren Sie schneller, Mister. Es kommt jetzt auf jede Sekunde an.«
Bolz erschrak heftig. Im selben Augenblick schrie Will Mallmann auf.
»John!«
Der Geisterjäger warf sich auf dem Absatz herum. Der Wagen hatte jetzt Fahrt aufgenommen, und die beiden Männer mußten rennen.
Und dann sah John, was Kommissar Mallmann so aus der Fassung gebracht hatte.
Der Deckel des linken Sarges splitterte. Die ›Leiche‹ mußte mit einer ungeheuren Kraft von innen dagegen drücken.
Wieder krachte es. Holz knirschte.
Und dann sahen die Männer die Hand. Lange, krallenförmige Fingernägel bohrten sich den Männern entgegen.
Die Untote hatte die erste Hürde geschafft. Der Sarg war offen.
Mallmann verlor die Nerven. Er zog seine Pistole, feuerte drei Kugeln in den Sarg.
»Damit erreichen Sie nichts!« brüllte John.
Die Polizisten am Eingangstor waren herumgezuckt. Sie wollten auf den Friedhof stürmen.
»Bleiben Sie da!« schrie John.
Wieder splitterte das Holz. Eine armlange Latte brach heraus, breit wie ein Balken.
John Sinclair und Kommissar Mallmann konnten in den Sarg sehen. Die leblosen Augen eines jungen Mädchens starrten sie an. Es war ein schauriger Anblick. Das Gesicht war zur Grimasse verzogen, tief steckten die Kugeln in der Brust. Die Hand hatte die Untote zur Faust geballt. Mit dem anderen Arm stützte sie sich ab, wollte endgültig den Sarg verlassen.
Und sie würde es schaffen, bevor sie die Leichenhalle erreicht hatten.
John Sinclair wagte alles.
Er sprang auf die Ladefläche, hatte Mühe, das Gleichgewicht zu

halten, lag quer auf den beiden anderen Särgen und preßte seine Hände um die Kehle der Untoten.

Es war ein mörderisches Ringen.

John drückte die lebende Leiche, die sich gegen Johns Griff anstemmte und die Kräfte, die ihr die Hölle gegeben hatte, mobilisierte, mit aller Macht zurück.

Es gab keinen Sieger in diesem mörderischen Kampf. John Sinclair wurde auf den Särgen hin- und hergeschleudert, es grenzte fast an ein Wunder, daß er sich noch halten konnte.

Plötzlich stoppte der Wagen.

John wurde nach vorn gefegt, zog instinktiv den Kopf ein und krachte mit der Schulter gegen die Rückwand des schmalen Führerhauses.

Henry Bolz sprang aus dem Wagen.

John hatte die Untote bei dem Bremsvorgang loslassen müssen.

Er sah, wie sich der Sarg rechts langsam zur Seite neigte und über die Ladefläche kippen wollte.

»Will!« gellte seine Stimme.

Mallmann reagierte sofort. Er konnte den Sarg gerade noch packen und stemmte sich dagegen.

Die Untote hatte sich aufgerichtet, mit einem letzten Kraftakt den Deckel des Sarges völlig zerfetzt. Sie saß in ihrer Totenkiste, traf aber jetzt Anstalten, daraus hervorzuklettern.

Da drehte Henry Bolz durch. Vielleicht tat er auch das einzig Richtige.

Er schnappte sich eine Schaufel, riß beide Arme hoch und schlug zu. Das breite Schaufelblatt traf die Brust der Untoten, schleuderte die lebende Leiche zurück in die Totenkiste.

Das gab den drei Menschen Luft. John Sinclair hatte sich von der Ladefläche gerollt, während Henry Bolz losrannte und die Tür zur Leichenhalle aufschloß.

»Fassen Sie mit an!« schrie John dem BKA-Kommissar zu.

Mallmann verstand. Er ließ den Sarg, den er festgehalten hatte, los. Der Sarg wankte zwar, blieb aber auf der Ladefläche stehen.

Mallmann und John Sinclair schnappten sich den zersplitterten Sarg, in dem sich die Untote wieder wie eine Puppe aufrichtete.

Henry Bolz hielt die Tür offen.

Jetzt kam es auf Sekunden an.

Die Männer kippten die Totenkiste nach rechts.

Die Untote fiel wieder zurück.

Und dann hatten sie die Leichenhalle erreicht. So schnell es ging, setzten sie den Sarg ab, sprangen zurück, rannten nach draußen, und Henry Bolz knallte die Tür zu.

Zweimal schloß er ab.

Die Männer blickten sich an.

Kommissar Mallmanns Gesicht war eine Maske. »Mein Gott«, flüsterte er mit bebenden Lippen. »Ich hätte nie gedacht, daß es…«

John winkte ab. »Geschenkt. Wir müssen uns um die anderen beiden Särge kümmern.«

»Wie kriegen wir sie in die Halle?« fragte der Totengräber. »Wenn ich die Tür aufschließe, greift uns die Untote an.«

»Das stimmt.« John Sinclair überlegte einen Moment. Dann fragte er: »Haben Sie ein geweihtes Kreuz?«

»Ja«, antwortete der Totengräber.

»Holen Sie es. Schnell!« drängte John Sinclair, und der Totengräber rannte los.

»Was wollen Sie denn damit?« fragte Kommissar Mallmann. »Ich denke, so etwas hilft nur gegen Vampire. Jedenfalls habe ich das einmal in einem Film gesehen,«

Henry Bolz kehrte keuchend zurück. Er hielt ein braun lackiertes schlichtes Holzkreuz in den Händen.

Der Geisterjäger nahm es ihm aus der Hand. »Folgendes«, sagte er. »Ich schließe auf, gehe in die Leichenhalle und treibe die Untote mit dem Kreuz zurück. In der Zwischenzeit schleppt ihr die beiden Särge hinein. Okay?«

Henry Bolz und Will Mallmann nickten.

»Dann los.«

John nahm den Schlüssel, schloß auf und schlüpfte in die Leichenhalle.

Die Untote hatte in einer Ecke gelauert, die der Tür direkt gegenüberlag.

Jetzt stürmte sie los.

Haßverzerrt war ihr Gesicht, ein gräßliches Fauchen drang aus dem Mund, und die Hände waren zu mordgierigen Klauen gekrümmt.

Da riß der Geisterjäger das Kreuz hoch.

Die Untote stoppte, als wäre sie gegen eine Wand gerannt. Ein schauriges Heulen drang aus ihrem Mund. Sie riß die Arme hoch, deckte das Gesicht ab.

John Sinclair ging vor.

Hinter seinem Rücken hörte er die beiden Männer keuchen.

Immer noch heulte die Untote. Sie war zurück in die Ecke gekrochen, sank dort wimmernd zusammen.

John lächelte zufrieden. Das Kreuz hatte seine Wirkung getan.

Der Anblick konnte die Untote zwar nicht töten, aber immerhin schwächen und zur Wehrlosigkeit verdammen.

»Wir sind fertig, John!« klang die Stimme des Kommissars auf.

»Okay.« John Sinclair legte das Kreuz dicht vor die Untote auf den Boden und rannte hinaus.

Mit einem satten Laut knallte die Tür zu. Henry Bolz verschloß sie sorgfältig.

Die drei Männer sahen sich an. »Das wäre geschafft«, sagte John Sinclair leise.

»Und was jetzt?« fragte Kommissar Mallmann.

John deutete auf die Leichenhalle. »Die Untoten sind hier sicher untergebracht. Darum kümmern wir uns später. Wir müssen jetzt erst mal den Drahtzieher zu fassen kriegen, und das wird schwer. Und bedenken Sie eins: Noch laufen zwei lebende Leichen in London herum, und wir wissen nicht, was sie vor haben…«

***

Jane Archer sprang auf.

Ihr Gesicht war verzerrt, die Finger der linken Hand hatten sich um die kleine Puppe gekrallt, aus deren Brust die Nadel bereits entfernt worden war.

Irgend etwas mußte die Untote gestört haben, sonst hätte sie die finstere Beschwörung nicht unterbrochen.

»Was ist los?« fragte Nelly Parker.

»Ich weiß es auch nicht. Aber etwas stört den Kreis, unterbricht ihn. Meine Gedanken erreichen ihr Ziel nicht mehr. Eine Tote habe ich zum Leben erwecken können, aber jetzt ist es vorbei.«

»Vielleicht sind sie uns schon auf der Spur?« sagte Victor Jory mit kreischender Stimme.

Jane Archer schnellte auf dem Absatz herum. »Unsinn. Wer sollte denn wissen, daß wir hier sind? Nein, dieses plötzliche Versagen muß eine andere Ursache haben. Ich werde es noch mal versuchen.«

Wieder setzte sich die Untote auf den Boden, verfiel in einen Trancezustand und versuchte durch die Puppe in ihrer Hand gedanklichen Kontakt mit der Toten aufzunehmen.

Es mißlang abermals.

Wütend warf Jane Archer die kleine Puppe auf den Boden.

»Dann fangen wir eben ohne die drei an«, sagte sie.

»Das geht doch nicht!« schrie Victor Jory. »Es war alles abgesprochen. Unsere Auftraggeber verlassen sich darauf!«

Jane Archer lachte leise. Dann stieß sie Victor Jory gegen die Brust. »Du meinst wohl deine Auftraggeber. Wir gehorchen nur dem Teufel. Und wir tun nur, was wir für richtig halten. Verstanden?«

Jory schüttelte den Kopf. »Nein, ich muß darauf bestehen. Ich habe diesen Oberinspektor Sinclair umbringen lassen. Ich…«

»Bist du sicher, daß er tot ist?« fragte Nelly Parker.

Victor Jory kreiselte herum. »Natürlich.«

»Du hast also die Leiche mit eigenen Augen gesehen?«

»Das nicht. Aber…«

»Kein aber, Victor Jory. Wir haben jetzt das Kommando, und du wirst tun, was wir dir sagen.« Nelly Parker gab der anderen Untoten mit dem Kopf ein Zeichen. »Los, Jane, fahren wir!«

»Nein, das erlaube ich nicht.« Victor Jory sprang auf Nelly Parker zu, wollte sie festhalten.

Die lebende Leiche riß ihr Knie hoch.

Jory brüllte auf und sackte zusammen. Die beiden Untoten bedachten ihn mit kalten Blicken. »Sollen wir ihn töten?« fragte Jane Archer.

Nelly Parker hob die Schultern. »Nachher, wenn wir zurück kommen. Er muß ja hierbleiben.«

Nur allmählich ebbte der Schmerz in seinem Leib ab. Jory biß die Zähne zusammen und quälte sich auf die Beine.

Er schwankte wie ein Grashalm im Wind. Vor seinen Augen drehte sich die Halle.

Jane Archer startete. Die Halle war ziemlich groß, so daß der Wagen hier wenden konnte.

Langsam fuhr die Untote den Bogen.

Und noch einmal wollte Victor Jory es versuchen.

Mit torkelnden Schritten und rudernden Armen setzte er sich in Bewegung. »Halt!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Haltet an! Ich lasse das nicht zu. Ihr müßt hierbleiben. Ich will erst noch anrufen!«

Jory schrie lauter dummes Zeug, und die beiden Zombies reagierten eiskalt.

Sie hatten den Wagen angehalten und ließen Victor Jory auf das Fahrzeug zurennen.

Dann gaben sie Gas.

Jory merkte viel zu spät, was los war. Und als er sich endlich der Gefahr bewußt war, raste der Austin schon auf ihn zu. Es war zu spät, um auszuweichen.

Der ungeheure Schlag traf Victor Jory in der Höhe der Hüfte.

Der Bibliothekar wurde zur Seite und gleichzeitig hochgeschleudert. Er flog durch die leer stehende Fabrikhalle und krachte mit dem Rücken gegen die Wand.

Als er auf den Boden prallte, raste der Austin mit aufheulendem Motor davon.

Jory wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, doch irgendwann stemmte er sich auf die Knie.

Der Bibliothekar sah das Blut, das über seine Hände lief und auch von einer Platzwunde am Kopf in seine Augenbrauen rann.

Er kriegte kaum noch Luft.

Vorsichtig zog er ein Bein an. Seine Hose verfing sich in irgend einem Gegenstand. Stoff riß.

Speichel tropfte aus Victor Jorys offen stehendem Mund. Der

Bibliothekar hatte nur den einen Wunsch, diese Halle zu verlassen.

Er begann zu kriechen. Genau auf die Tasche zu, in der er die Puppen aufbewahrt hatte.

Drei Voodoo-Puppen lagen auf dem Boden, daneben die kleinen Stahlnadeln.

Jory packte die Puppen und warf sie zusammen mit den Nadeln zu den restlichen sieben Puppen in die Tasche. Mühsam drückte er die Schlösser zu.

Dann kroch er weiter. Auf allen vieren schleppte er sich über den schmutzigen, rissigen Boden. Die Tasche schob er mit den Händen vor sich her.

Unendlich fern erschien ihm der Ausgang. Fast zu fern.

Doch Jory gab nicht auf. Da war plötzlich eine Kraft in ihm, die er nie gekannt hatte. Vielleicht war es auch nur der Wille, etwas von dem Schaden wiedergutzumachen, den er angerichtet hatte.

Er schob sich an der Leiche des toten Penners vorbei. Ein sinnloses Opfer zweier mordender Bestien.

Jory hatte auf der Hinfahrt draußen am Pier eine Telefonzelle gesehen. Die wollte er erreichen.

Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Victor Jory wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis er das Tor erreicht hatte. Er spürte nur, daß er sich zuviel zugemutet hatte und daß die Kräfte ihn langsam verließen.

Keuchend kroch er nach draußen.

Die Sonne blendete ihn. In seinem Kopf schienen tausend Teufel zu hämmern, und Jory stöhnte vor Schmerzen.

Wie weit war die Telefonzelle noch entfernt!

Wertvolle Zeit verging. Zeit, die die beiden Zombies nutzen würden.

Doch dann hatte Victor Jory Glück im Unglück.

Er hörte plötzlich das Brummen eines Motors.

Jory riß den Kopf in den Nacken. Ein kleiner Lieferwagen fuhr über den Pier.

Jory wollte den rechten Arm heben, um zu winken, doch nicht einmal dies schaffte er.

Aber der Fahrer des Wagens hatte ihn gesehen. Wenig später stoppte er vor dem zusammengebrochenen Bibliothekar, dessen rechte Hand sich um den Griff der Tasche gekrallt hatte.

Eine Wagentür klappte. Dann eine Stimme. »Mann, was ist denn mit Ihnen?«

Mühsam drehte Jory den Kopf. »Polizei«, ächzte er, »bringen Sie mich zur Polizei.«

»Okay, Mann. Teufel, mit Ihnen ist man auch nicht gerade zart umgegangen.«

Kräftige Fäuste faßten Victor Jory unter beide Achselhöhlen.

Jorys Beine knickten weg, als der Mann ihn aufrecht stellte. Wie ein Baby schleppte der Helfer Victor Jory zu dem Lieferwagen.

»Wohin wollten Sie?« fragte der Mann, als er hinter dem Steuer saß.

»Polizei. Ich – ich muß unbedingt anrufen. Es geht um das Leben des Innenministers von Großbritannien. Machen – machen Sie schnell, bitte.«

Der Fahrer hielt Victor Jory für einen Verrückten, konnte aber nicht vermeiden, daß es ihm flau im Magen wurde. Wie eine Rakete schoß der Wagen los.

***

John Sinclair war auf dem Weg zum Yard-Gebäude, als er die Nachricht über Autotelefon erhielt.

Superintendent Powell persönlich war am Apparat.

»Es geht los, John«, sagte er. »Victor Jory hat sich gemeldet. Er befindet sich momentan auf dem Dritten Revier der River Police. Er will unbedingt einen leitenden Beamten von Scotland Yard sprechen. Fahren Sie hin.«

»Okay, Chef.«

»Jory hat wohl kalte Füße gekriegt«, sagte der BKA-Beamte. »Damit hätte ich nicht gerechnet.«

John wiegte den Kopf, während er über die Southampton Road in Richtung Süden brauste. »Wer sich mit der Dämonenwelt einläßt, muß immer Tribut zahlen. Die Menschen machen es sich zu einfach. Sie denken immer, sie hätten die finsteren Mächte in der Hand. Dabei ist es umgekehrt. Wer mit dem Teufel einen Pakt schließt, kann nur verlieren. Das hat sich bisher noch immer bewahrheitet.«

»Und warum wird es immer wieder versucht?« wollte Mallmann wissen.

»Geld, Macht, das sind wohl die dominierende Faktoren. An etwas anderes denken diese Typen ja nicht. Vielleicht kommt auch noch eine unsagbare Menschenverachtung hinzu. Wer weiß. Aber dieses Problem werden wir wohl nie völlig durchleuchten können.«

Je mehr sich die Männer der Themse und damit dem Zentrum Londons näherten, um so dichter wurde der Verkehr. Noch mehr Zeit ging verloren, und John schwor sich, daß sein Wagen in den nächsten Tagen mit Blaulicht ausgerüstet werden sollte.

Nach weiteren zwanzig Minuten Fahrt hatten sie endlich das Revier erreicht.

Es lag direkt an den schmutziggrauen Fluten der Themse. In der Ferne war die Waterloo Bridge zu sehen.

John wurde schon erwartet.

»Der Mann liegt in einem hinteren Raum«, berichtete ihm der Leiter der Dienststelle, ein spindeldürrer Inspektor. »Für mich ist es ein

Rätsel, daß er noch am Leben ist. Wir haben zufällig einen Arzt hier gehabt. Er hat den Mann untersucht und festgestellt, daß er innere Blutungen haben muß.« Der Inspektor schüttelte den Kopf.

Victor Jory lag auf einem Feldbett. Er wandte kaum den Kopf, als der Inspektor, John Sinclair und Kommissar Mallmann den Raum betraten.

John trat dicht an das Bett des Schwerverletzten. Jetzt erst erkannte Jory den Oberinspektor.

In seinen Augen blitzte es auf. Gleichzeitig weiteten sie sich zu ungläubigem Staunen.

John kapierte augenblicklich. »Sie dachten, ich wäre tot, Mr. Jory?«

»Ja«, flüsterte der Schwerverletzte.

»Die beiden Killer haben es nicht geschafft.«

Über Victor Jorys Gesicht glitt ein leichtes Lächeln. »Es ist gut, daß alles so gekommen ist.« Jory atmete ein und verzog vor Schmerzen das Gesicht. »Mr. Sinclair, bitte, Sie müssen mir jetzt genau zuhören. Ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe, ich fühle, daß es bald zu Ende geht, und möchte noch etwas gut machen. Versprechen Sie mir, daß Sie meinen letzten Wunsch erfüllen?«

»Ja, dieses Versprechen kann ich Ihnen geben, Mr. Jory.«

»Dann ist es gut.« Jorys Hände lagen flach auf der Decke. Sein Gesicht war weiß. Spitz stach die Nase daraus hervor.

So sehen Menschen aus, die kurz vor dem Tod stehen, dachte John.

Kommissar Mallmann und der Inspektor der Wasserpolizei hielten sich im Hintergrund.

Und dann begann Jory zu sprechen. Er redete mit leisen, kaum verständlichen Worten. »Ich war vor einigen Jahren in Haiti. Mich hatten schon immer mittel- und südamerikanische Geschichte und Mythologie fasziniert, und vor allen Dingen der Voodoo-Zauber. Auf Haiti lernte ich einen Medizinmann kennen, der diese Dinge beherrschte. Ich erschlich sein Vertrauen, und er weihte mich in die Geheimnisse des Voodoo-Kults ein. Jetzt – im nachhinein – kann ich sagen, es war die Hölle. Doch je mehr ich damals davon hörte, um so besessener wurde ich. Und dann kam die Nacht, in der wir die erste Leiche aus dem Grab holten. Es war Vollmond, ich weiß es noch genau. Drei Stunden dauerten die Vorbereitungen für das schaurige Ritual. Es war grauenhaft und faszinierend zugleich, als der Tote plötzlich vor uns stand. Er hatte schon ziemlich lange in der Erde gelegen – nun, was soll ich weiter sagen, der Medizinmann tötete ihn direkt, indem er die Nadel wieder in die Puppe stach. Doch dieses Erlebnis hatte mich geprägt. Ich wich nicht mehr von der Seite des Medizinmannes und bettelte so lange, bis ich selbst meine erste Totenbeschwörung durchführen durfte. Es gelang. Und von diesem Zeitpunkt an hatte mich das Böse gepackt. Ich brauchte den

Medizinmann auf einmal nicht mehr und habe ihn bei einer günstigen Gelegenheit getötet.«

Totenstill war es in dem kleinen Zimmer, und man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Jory blickte John Sinclair an.

»Ich weiß, ich bin ein Verbrecher«, flüsterte er. Sein Gesicht glänzte schweißnaß, und er verlangte nach einem Glas Wasser.

Der Inspektor brachte es ihm. Jory trank in kleinen, vorsichtigen Schlucken. Zwischendurch verzog er immer wieder schmerzhaft das Gesicht. Dann erzählte er weiter.

»Ich kehrte wieder zurück nach England, hatte mir jedoch geweihte Dämonenerde mitgenommen und fühlte mich als Herr über Leben und Tod. Ich erhielt die Stellung an der Universität und lebte einige Zeit wieder ganz normal. Doch dann fühlte ich wieder den bösen Trieb in mir, ich mußte mich wieder beweisen. Aber meine Kunst sollte mir auch Geld bringen. Ich nahm Kontakt mit einem gewissen Inselstaat auf, berichtete von meinen Künsten, und die Leute waren so angetan, daß sie mich mit einer Terroristengruppe zusammenbrachten. Gemeinsam klügelten wir einen Plan aus. Er war teuflisch, das gebe ich zu. Ich nahm Studentinnen mit, betäubte sie und fertigte Puppen nach ihrem Ebenbild an. Wenn die Mädchen erwachten, wunderten sie sich, daß angeblich mit ihnen nichts geschehen war. Sie ahnten allerdings nicht, daß sie den Tod in sich trugen.«

»Und weshalb haben Sie das getan?« fragte John Sinclair.

»Moment, Oberinspektor, lassen Sie mich ausreden. Wir warteten auf einen günstigen Zeitpunkt. Die Vorbereitungen waren also getroffen. Aber nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und Deutschland. Die Terroristen wollten das Chaos. Sie brauchten die lebenden Leichen, um an die Leute heranzukommen, die sie töten wollten. Vor einigen Tagen gab man mir grünes Licht. Alles war schon vorbereitet. Sie benötigten nur die Zombies. Und England sollte den Anfang machen. Ich weiß nicht, was mit den anderen drei Leichen geschehen ist, aber Nelly Parker und Jane Archer sind durch meine Beschwörung den Gräbern entstiegen. Sie kamen zu mir nach Hause. Und dort merkte ich, daß ich mir zuviel vorgenommen hatte. Nicht ich dirigierte die beiden, sondern es war umgekehrt, sie gaben mir die Befehle. Doch vorher hatten Sie mich ja aufgesucht, Oberinspektor. Ich verlor die Nerven und rief eine gewisse Telefonnummer an. Man versprach mir, Sie aus dem Weg zu räumen. Inzwischen hatte ich völlig die Kontrolle über die beiden Zombies verloren. Ich mußte mit ihnen zu einer stillgelegten Fabrikhalle fahren, und dort versuchten die beiden dann, die anderen drei Toten aus den Gräbern zu holen. Ob es ihnen gelungen ist, weiß ich nicht. Ich jedenfalls hatte plötzlich die Nase voll und wollte aussteigen. Die Zombies ließen es nicht zu und fuhren mich mit meinem eigenen Wagen halbtot. Ich schleppte mich

dann aus der Halle und wurde zufällig von dem Fahrer eines Lieferwagens gefunden, der mich hierher brachte.«

»Was ist mit den beiden Untoten?« wollte John wissen.

Victor Jory blickte den Oberinspektor an. John erkannte in den Augen des Bibliothekars jenen trüben Schimmer, der den endgültigen Tod ankündigte.

»Die beiden…« Victor Jory hatte jetzt Mühe zu sprechen. »Sie – sie sollen heute nachmittag den Innenminister umbringen. Es wird der Anfang sein in einer langen Kette von Morden.«

John Sinclair und Kommissar Mallmann blickten sich an. Der Inspektor der Flußpolizei war kreidebleich geworden. Alle drei Männer wußten, was die Glocke geschlagen hatte. Es war ein gigantisches teuflisches Spiel, in das die Terroristen eingestiegen waren. Lebende Leichen wurden auf Männer des öffentlichen und politischen Lebens gehetzt. Zombies, die immun gegen normale Kugeln waren. Eine grauenhafte Vorstellung. Aber nicht nur für England. Auch in den anderen Staaten Europas warteten Tote darauf, aus ihren kühlen Gräbern geholt zu werden. Und sie würden Erfolg haben, wenn nicht…

»Wann soll das geschehen?« fragte John Sinclair, dessen Gesicht zu einer Maske erstarrt war.

»Am Nachmittag«, kam Jorys schwache Antwort.

»Ja. Aber wann genau?«

»Ich weiß es nicht. Der Innenminister wird zu einer Konferenz fahren. Und vorher…«

»Schon gut«, sagte der Geisterjäger und blickte auf seine Uhr.

Es war noch fast eine Stunde Zeit, um Gegenmaßnahmen einzuleiten. Verdammt wenig.

Victor Jory bäumte sich plötzlich auf. Ein Schrei entrang sich seinem offenstehenden Mund.

John Sinclair kniete sich hin. Ganz nah brachte er sein Ohr an den Mund des Sterbenden.

»Jory«, sagte er mit beschwörender Stimme. »Wie kann man diese Untoten endgültig töten?«

Mit einer letzten Kraftanstrengung drehte Victor Jory den Kopf. Röchelnde Laute und rasselnder Atem entrangen sich seiner Kehle. »Die Tasche – die Tasche – Sinclair. Denken Sie an – ahhh…«

Jory wimmerte und schrie gleichzeitig. Dann lag er völlig still.

Oberinspektor Sinclair fühlte nach dem Puls des Mannes. Er schlug nicht mehr.

Victor Jory war tot.

Langsam stand John auf. Kommissar Mallmann wischte sich den Schweiß von der Stirn. Immer wieder schüttelte er den Kopf.

Der Inspektor der Flußpolizei atmete schwer. Er begriff die Welt

nicht mehr.
John trat zu ihm. »Was Sie hier gehört haben, Inspektor, das vergessen Sie.«
»Ja«, hauchte der Mann.
»Und wir?« fragte Will Mallmann.
John hob beide Arme in Schulterhöhe. »Wir müssen versuchen, den Innenminister zu retten.«
»Großeinsatz?«
»Nein.« Der Geisterjäger schüttelte den Kopf. »Ein Großeinsatz würde zu lange dauern, und außerdem würde uns niemand glauben. Sie wissen ja, wie skeptisch Sie selbst waren, Will, als ich Ihnen von den Dingen erzählte.«
»Also Alleingang«, sagte der Kommissar.
»Ja.«
»Aber wie? Wie sollen wir das schaffen? Diese Zombies sind immun gegen Kugeln.«
John gab keine Antwort, sondern bückte sich, hob die Tasche auf und öffnete sie.
Sie war zur Hälfte mit Dämonenerde gefüllt, und John sah auch die zehn Puppen, die nebeneinander lagen. »Die letzten Worte des Sterbenden bezogen sich auf die Tasche. Darin wird die Lösung liegen. Und ich habe auch schon eine Idee.«
»Wenn Sie es so genau wissen, dann tun Sie doch etwas«, sagte Mallmann.
»Nein.« John schüttelte den Kopf. »Das ist mir zu risikoreich. Wir werden in die Downing Street fahren und dort an Ort und Stelle Gegenmaßnahmen einleiten. Falls meine Idee nicht hilft, müssen wir mit der Brechstange vorgehen.«
»Und die wäre in diesem Fall?«
John blickte Kommissar Mallmann an. »In diesem Fall hieße das Flammenwerfer.«
Kommissar Will Mallmann wurde blaß.

***

Noch nie im Leben hatte John Sinclair in so kurzer Zeit so viele Telefongespräche geführt. Unterstützt von Superintendent Powell hatte John in der Downing Street Number 10 angerufen, wo der Innenminister vor der Konferenz noch eine Unterredung mit dem Premierminister hatte. Powell hatte persönlich mit dem Innenminister gesprochen und ihm in eindringlichen Worten erklärt, wie ernst die Lage war.
Mit dem Handrücken wischte sich Powell den Schweiß von der Stirn. Dann putzte er die Gläser seiner Brille. »Das wäre geschafft. Jetzt sind Sie an der Reihe, John.«

Der Geisterjäger blickte auf seine Uhr. Sie hatten noch zwanzig Minuten Zeit. Vom Scotland-Yard-Gebäude bis zur Downing Street war es nur ein Katzensprung. Zeitlich müßte es also zu schaffen sein.

Noch nie hatte John seinen Chef so aufgeregt gesehen. Powell rannte in seinem Büro wie ein gereizter Tiger auf und ab.

Kommissar Mallmann hielt sich im Hintergrund. Er hatte nur langsam seine Fassung wiedergefunden.

Superintendent Powell blieb plötzlich stehen. Ruckartig wandte er den Kopf. Sein Blick traf den Oberinspektor. »Ich will Ihnen eins sagen, John. Wenn das schief geht, dann…« Powell unterbrach sich und schüttelte den Kopf. »Das wäre gar nicht auszudenken. Ich glaube, man würde uns die Köpfe von den Schultern reißen.«

John versuchte seinen Chef zu beruhigen. »So schlimm wird es auch nicht sein. Schließlich ist der Innenminister ein erwachsener Mann, und er wird alles tun, um sein Leben zu schützen. Sie können also ganz beruhigt sein, Sir.«

Nur wenige Personen wußten von der Gefahr, in der der Politiker schwebte. Und diese Leute hielten den Mund. Nicht einmal der Geheimdienst war eingeweiht worden.

»Wir fahren«, sagte John Sinclair und erhob sich von dem Besucherstuhl. »Wir bleiben in ständiger Funkverbindung, Sir.«

»Gut.« Powell nickte. »Und John«, sagte er, als der Geisterjäger und Kommissar Mallmann bereits an der Tür waren. »Machen Sie ganze Sachen, John. Es darf nichts schiefgehen.«

»In Ordnung, Sir.«

John Sinclair schloß behutsam die Bürotür hinter sich. Mit dem Expreßlift ging es nach unten.

»Der Alte war ganz schön nervös«, meinte Mallmann.

John grinste sparsam. »Wären Sie das nicht?«

»Glaube schon.«

Der Bentley stand fahrbereit in einer reservierten Parktasche vor dem Yard-Gebäude.

Zwölf Minuten vor vierzehn Uhr fuhren John Sinclair und Kommissar Mallmann los. John hatte bewußt lange gewartet, er wollte die beiden lebenden Leichen nicht schon vorher auf sich aufmerksam machen.

Nur wenig später rollte der Bentley vor der Downing Street aus. Es war eine kleine Sackgasse mitten im Hexenkessel London. Ein Reiseführer stand mit einer Touristengruppe an der Absperrung. Johns Augen waren überall. Der Oberinspektor sah auch die beiden Bobbies, die mit stoischen Mienen vor dem Haus Nummer 10 Wache hielten.

Nichts ließ auf eine Gefahr schließen.

Oder doch?

Im Innenspiegel sah John einen Austin hinter sich auftauchen.

Der Wagen fuhr langsam, so als suche der Fahrer etwas. John konnte

erkennen, daß beide Vordersitze besetzt waren.
Noch vier Minuten…
»Sie sind da«, sagte John Sinclair leise zu Kommissar Mallmann.
»Wo?« Mallmanns Kopf ruckte herum.
»Hinter uns. Der Austin. Victor Jory hat solch einen Wagen gefahren. Jetzt überholt er uns.«
Der Austin schob sich an dem metallicfarbenen Bentley vorbei.
Die beiden Zombies würdigten den Bentley mit keinem Blick.
Das linke Blinklicht des Austins flackerte auf. Dann rollte der Wagen in eine Parklücke.
Noch zwei Minuten bis vierzehn Uhr.
»Die werden sich wundern, wenn auf einmal kein Innenminister erscheint«, sagte John.
Er fuhr an dem parkenden Austin vorbei und scherte ein Stück weiter in eine Parklücke.
Kommissar Mallmann hatte sich umgedreht. »Sie steigen aus«, sagte er. Seine Stimme klang vor Aufregung ein wenig schrill.
Der Geisterjäger blieb gelassen. Jetzt, wo es darauf ankam, hatte ihn eine große Ruhe ergriffen.
Sanft stoppte er den schweren Wagen, klinkte die Tür auf.
»Geben Sie mir die Tasche«, sagte er zu Kommissar Mallmann.
John schwang sich aus dem Wagen und schlug die Tür zu. Die Tasche hielt er in der linken Hand.
Die Untoten standen nicht weit von den Touristen entfernt an der Einmündung der Downing Street. Zwanzig Schritte trennten John Sinclair und Kommissar Mallmann von den beiden.
Vierzehn Uhr!
Wie zwei Spaziergänger schlenderten die Polizeibeamten auf die Zombies zu.
Noch immer hatten sie nichts bemerkt, wurden aber langsam unruhig, da sich vor dem Haus nichts rührte. Nur die beiden Bobbies standen dort und ließen sich von der Sonne bescheinen.
Noch zehn Schritte…
John spürte, wie auch ihn die Spannung packte.
Da drehten sich die Zombies um, blickten John und Kommissar Mallmann voll ins Gesicht.
Für Sekundenbruchteile trafen sich ihre Blicke.
Die Untoten mußten gespürt haben, daß etwas nicht stimmte, denn wie auf ein geheimes Kommando sprangen sie zu ihrem Austin.
Zu spät.
John Sinclair startete wie eine Rakete. In vollem Lauf krachte er gegen Nelly Parker, die die Hand schon am Türgriff gehabt hatte.
Der Inspektor und die Untote flogen zurück, knallten auf das Pflaster.
Ein grauenhaftes Kreischen drang aus dem Mund der lebenden

Leiche. John sah die gekrümmten Finger auf sein Gesicht zufahren und zog im letzten Moment den Kopf zurück.

Die Hand zischte ins Leere.

John packte die schmerzunempfindliche Untote an den Haaren und schnellte mit ihr in die Höhe. Wuchtig warf er sie gegen die Flanke des Austin.

Das Blech dröhnte, als der lebende Leichnam dagegen flog.

Die beiden Bobbies vor Downing Street Number 10 setzten sich in Bewegung, um nachzusehen, was der Aufruhr zu bedeuten hatte.

John sah es aus den Augenwinkeln. »Bleiben Sie da!« brüllte er. »Scotland-Yard!«

Die Polizisten blieben irritiert stehen.

John hörte Kommissar Mallmann schreien. Der anderen Untoten war es gelungen, den Kommissar auf das Pflaster zu werfen. Sie hatte Mallmanns Kopf angehoben, um ihn mit aller Kraft wieder zurückzuschmettern.

John Sinclairs Tritt kam ansatzlos. Die Untote flog zur Seite und überschlug sich.

Jetzt hatte John ein paar Sekunden Zeit. Zeit, die er unbedingt nutzen mußte.

Er riß die Tasche auf und holte die Puppe hervor, die Nelly Parkers Aussehen hatte.

Die Untote – schon im Begriff, John anzugreifen – stoppte. Ihre Augen weiteten sich entsetzt.

John hatte die Tasche fallen lassen, und Nelly Parker sah die Nadel in seiner rechten Hand schimmern, während er in der linken die Puppe hielt.

John hatte nur Augen für Nelly Parker. Hinter seinem Rücken hörte er Kommissar Mallmann mit Jane Archer kämpfen.

Der Geisterjäger sagte keinen Ton.

Dann rammte er blitzschnell die Nadel in die Brust der Puppe, genau dort, wo das Herz lag.

»Aaahhh!« Ein mörderischer Schrei entrang sich Nelly Parkers Kehle. Die lebende Leiche drehte sich verzweifelt um ihre eigene Achse, schrie, brüllte und brach dann zusammen.

Aber das sah John Sinclair schon nicht mehr. Blitzschnell hatte er die Puppe aus der Tasche geholt, die wie Jane Archer aussah.

Jane Archer, die mit Kommissar Mallmann auf dem Boden lag und wie eine Furie kämpfte, schien die Gefahr zu spüren.

Gedankenschnell riß sie den Kopf herum. Die Blicke der beiden Todfeinde trafen sich.

John hielt die Puppe so, daß die Untote sie sehen konnte. Dann stieß er wortlos mit der Nadel zu.

Jane Archer schrie nicht. Sie zuckte nur unter einem unsichtbaren

Stoß zusammen, krümmte sich am Boden und wand sich in verzweifelten Krämpfen.

Ihre Glieder zuckten, als wären sie elektrisch geladen. Die Hände peitschten über den Boden. Fingernägel brachen, und dann war es vorbei.

Jane Archer starb lautlos.

Diesmal endgültig.

John Sinclair reichte Kommissar Mallmann die Hand und zog ihn hoch.

»Wir haben es geschafft, John«, sagte Mallmann und blickte auf die leblose Nelly Parker, die sich in ihrem verzweifelten Todeskampf die Kleider selbst zerfetzt hatte.

Die gesamte Auseinandersetzung hatte nicht mal zwei Minuten gedauert. Vielleicht hundert Sekunden, doch eine Zeit, die John nie in seinem Leben vergessen würde.

***

Für John Sinclair war der Fall noch nicht zu Ende. Auf ihn wartete noch eine traurige Pflicht.

Er fuhr mit Jorys Tasche zum Hyde Park, parkte den Wagen an einer einsamen Stelle und stieg aus. Schon bald brannte ein kleines Feuer.

John nahm die erste Puppe und warf sie in die Flammen.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Ein leiser, wehklagender Ruf war an seine Ohren gedrungen.

John blickte in die Flammen und sah das Gesicht der Puppe, das schmerzverzerrt war. Dann gab es nur noch Asche.

Siebenmal noch wiederholte sich der makabre Vorgang.

Danach löschte John das Feuer, setzte sich in seinen Bentley, und starrte durch die breite Frontscheibe.

Fast eine Stunde saß er allein in seinem Wagen. Dann fuhr er zurück zum Yard-Gebäude. Auf seiner Zunge spürte der Geisterjäger einen bitteren Geschmack.

ENDE